

# Beginn der Feindseligkeiten

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern**

Band (Jahr): **45 (1960)**

Heft 1-2: **Geschichte Berns : der Untergang des alten Bern 1789-1798**

PDF erstellt am: **14.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## XXIII. KAPITEL

### Beginn der Feindseligkeiten

#### 1. Die Zersetzung des bernischen Heeres

Da die Tage schwül von Verrat gingen, erliess der Grosse Rat am 7. Februar ein Aufruhrgesetz gegen unerlaubte Versammlungen, Geheimbünde, Aufwiegelung, Verbreitung hetzerischer Druckschriften und böswilliger Nachrichten und ernannte eine ausserordentliche Polizeikommission von sieben Mitgliedern zu seinem Vollzug. Der neugesinnte Wyttenbach nennt das Gesetz sehr streng; es habe eine schlimme Wirkung erzeugt. Die Kommission sollte binnen 48 Stunden den Spruch über einen Schuldigen fällen und dem Grossen Rat vorlegen. Der Kriegsrat übersandte am 18. Februar das Gesetz den militärischen Befehlshabern, damit sie es der Mannschaft vorläsen und auslegten, und übertrug ihnen die Strafgewalt.<sup>852</sup>

Die Obrigkeit durfte dem Volk trauen. Die Treuekundgebungen der Gemeinden trogen nicht. Das Volk stand zur alten Ordnung und zu den Pflichten der Verteidigung. Aber es gab zu Stadt und Land Leute, die sich von der Landesgefahr Neuerungen versprachen, die ihnen günstig waren, Schreiber, untere Staatsangestellte, Schenkwirte, Händler, Fabrikanten, die lesen konnten und das Gelesene zu verstehen meinten. Mengauds Schmähschriften und die Berufung von Ausgeschossenen nach der Hauptstadt ermunterten ihren Ehrgeiz; auch sie fühlten sich zu Höherem berufen. Sie setzten beim Heer an, wo ihnen die Umstände entgegenkamen. Willig waren die Wehrleute angetreten. Wie sie aber wochenlang bei strenger Witterung im Lager ausharren mussten und umsonst auf den Angriffsbefehl warteten, da quoll der Unmut auf.

Der Herrschaftsschreiber Matti von Saanen stand als Hauptmann beim Bataillon Simmental im Seeland. Mit ein paar Helfern bewog er das Bataillon zu einer Eingabe an die Obern, zur Verteidigung der eigenen Grenzen verwendet zu werden. Die Zettelungen vom Emmental aus nahmen gar die Stimme des Verrates an. Sie setzten ein Netz des revolutionären Einverständnisses vor-

aus. In Langnau taten sich ein paar Verschwörer zusammen, Weibel Jost, Gemeindeschreiber Lüthi, Pintenwirt Röthlisberger und andere, um planmässig zu wühlen. Wie Landvogt von Rodt auf Trachselwald ermittelte, blieben zwei im Mittelpunkt Langnau, zwei gingen nach Bern, um die Ausgeschossenen zu bearbeiten, zwei zogen den Truppen nach, um sie vom Widerstand gegen die Franzosen abwendig zu machen.<sup>853</sup>

Die Wühler fanden einen Gehilfen im Ausgeschossenen des Emmentals, dem Landessekkelmeister Siegenthaler. Dieser gehörte zwar als Hauptmann zum Bataillon Emmental, war aber wie die andern Ausgeschossenen vom Dienst befreit, während die Patrizier, die Mitglieder des Grossen Rates waren, im Feld standen. Er machte sich an das Bataillon aus dem Landgericht Seftigen heran, das in Murten lag, und stiftete einige Leutnants an, im Bataillon eine Eingabe zur Unterschrift umgehen zu lassen, worin die Obrigkeit gefragt wurde, warum das Bataillon hier solange festgehalten werde. Es war nicht schwer, den Unmut der Mannschaft anzufachen. Der Arzt Engelhard, der als Knabe diese Tage in Murten miterlebte, hat als alter Mann geschildert, wie oft man vergebens den Boten mit dem Angriffsbefehl erwartet habe. Auf dieser enttäuschten Tatkraft wucherte das Giftgewächs der Verführung. Und wenn die Wehrmänner nun noch französische Adjutanten durch die Linien reiten sahen, so keimte der Verdacht, die Obern stünden mit den Franzosen in verräterischem Einverständnis. Selbst im Amt Murten, dessen Gemeinden mit Treuekundgebungen gewetteifert hatten, stieg die Gärung nach Erlachs Bericht auf das höchste.<sup>854</sup>

Die wühlende Unruhe hatte ihren Herd in der ländlichen Oberschicht. Schützenleutnant Albrecht Zeerleder berichtet aus dem Lager von Murten: «Täglich kamen und gingen Leute unter ihnen herum, die ihnen den Wahn beybrachten, die Franzosen wollten nur, dass die alte Regierung die Gewalt niederlege und dass dieselbe durch Ausgeschossene des ganzen Landes ersetzt würde. Viele Offiziers, reiche Fabrikanten und Landbewohner liessen sich durch diese Wendung der Sache verblenden. Ihr Ehrgeiz war rege gemacht.» Ein Angehöriger dieser aufstrebenden Schicht, Dragonerleutnant Jakob Buchmüller aus Lotzwil, der auch im Lager von Murten stand, schreibt dagegen in seinen Erinnerungen: «Die unwissende Klasse Menschen wurde von den Geistlichen und den Agenten der Regierung berichtet, dass der aufgeklärte Theil, vermögliche Bauern und Handelsleute, an diesem

Krieg und Revolution schuld und ursach seyen und dass, wenn diese nicht wären und das Volk nicht irreführten, die Franzosen niemahls im Stand sein würden, die Schweiz zu bekriegen.»<sup>855</sup>

Hetzschriften arbeiteten den Wühlern vor, so die Adresse des Salinendirektors Wild in Bex, der das Bürgerrecht von Bern aufgegeben hatte und Waadtländer geworden war, so auch der Brief Tilliers aus Basel, der die Abdankung der Regierung verlangte. Wie die Polizeikommission erfuhr, reiste ein Christian Dähler von Sef-tigen, ein gewesener Dragoner, alle Wochen ins Welschland und brachte Schriften zurück. Eine zuverlässige Truppe wie die Scharfschützenkompanie Gatschet lieferte sie aus. Im übrigen aber fruchteten die Massnahmen gegen die Umtriebe wenig, weil man an der Kraft und der Geltung der Obrigkeit zu zweifeln begann. Sie wagte selbst nicht, das Aufruhrgesetz anzuwenden. Als Siegenthaler in Bern zur Rede gestellt wurde, redete er sich heraus, er handle unter Zwang, so dass der Kriegsrat es bei einer Ermahnung bewenden liess, ohne zu untersuchen, woher dieser Zwang komme. Er scheute sich, das Gesetz gegen den Volksmann anzuwenden. Das ermunterte die Arglist. Noch andere Ausgeschossene mit Offiziersrang tauchten plötzlich im Lager auf, so dass Oberstquartiermeister von Graffenried am 26. Februar dem Kriegsrat vorstellte, sie sollten entweder bei ihrer Kompanie oder in Bern bleiben und nicht stets hin und her laufen.<sup>856</sup>

Die üble Saat trug Frucht. Als Erlach sein Hauptquartier nach Aarberg verlegte, brach in Murten die Gärung durch. Im Bataillon Ryhiner wurde eine Eingabe unterzeichnet, die von der Regierung Rechenschaft über den Stand der Verfassungsarbeit und über die Befugnisse der Ausgeschossenen verlangte. Auch aus andern Bataillonen gingen Abgeordnete von Murten nach Bern. Zeerleder berichtet über das Treiben der Regierungsgegner in Murten: «Sie waren die Ursache, dass gegen Ende des Februars sechs Bataillone Abgesandte nach Bern schickten, um der Regierung zu erklären, sie wären wohl zur Vertheidigung des Vaterlands bereit, nicht aber zur Vertheidigung der Macht weniger Familien. Dies wurde bald die allgemeine Sprache der Übelgesinnten und der Verblendeten und vermehrte das Wanken und die Unschlüssigkeit derer, die die Gewalt in Händen hatten.»

Buchmüller will in seinen Erinnerungen dem Vorgang die Farbe des Natürlichen geben. Alle Offiziere seien einig gewesen, berichtet er, dass in Murten zu wenig Truppen ständen, um einen Angriff der Franzosen auszuhalten, und sie hätten eine Abordnung

nach Bern geschickt, der Buchmüller, ein Miescher von Walkringen, ein Heggi von Burgdorf und andere angehört hätten; am 1. März hätten sie dem Schultheissen von Mülinen ihre Vorstellung gemacht, seien aber scharf zurechtgewiesen worden. Buchmüller verfällt in Unwahrheit, um sich und seinesgleichen zu rechtfertigen. Wenn er behauptet, alle Offiziere in Murten seien mit der Abordnung nach Bern einverstanden gewesen, widerspricht er den Berichten anderer Augenzeugen. Dagegen ist die Absicht der Abordnung klar. Auf den 2. März früh war der bernische Angriff angesagt. Am 1. März erschien sie in Bern, um diesen Aufschwung zu knicken. Die ländliche Oberschicht des Emmentals und des Obergeraues wollte den Sieg des alten Bern nicht. Die Aufsässigkeit war so verbreitet, dass Erlach selbst den Rat erteilte, von Ahndung abzusehen: «Diese Menge nach den letzten Mandaten zu verhören und einem Feldkriegsrat zu übergeben, ist in diesen Umständen nicht wohl ausführbar.»<sup>857</sup>

Eindrücklich beleuchten auch die Erinnerungen Niklaus Friedrich von Mülinens die Zersetzung der Truppen. Er war der Sohn des Schultheissen von Mülinen, gelangte 1795 in den Grossen Rat und wurde 1797 zum Kriegskommissar mit dem Rang eines Oberstleutnants ernannt. Wachsender Parteigeist und halbe Massnahmen machten ihm den Ratssaal verhasst. Er verzichtete auf seinen neuen Rang und das Kriegskommissariat, da er dem Vaterland lieber mit dem Degen als mit der Feder zu dienen wünschte, wie er sagte. Er übernahm wieder als Hauptmann seine Grenadierkompanie vom Regiment Oberland. Er führte sie nach Löwenberg bei Murten und erlebte hier mit Schmerz den Zerfall der Wehrkraft. Scharf und umsichtig ermass er die Wurzeln des Unglücks. Er berichtet: «Dieweil nun die Regierung fruchtlos und ungeschickt mit dem sich immer verstärkenden Feind negotierte, und wir inzwischen unthätig in und um Murten versammelt lagen, fieng der revolutionäre Zunder almählig unter den Truppen zu brennen an. Tausend widersprechende Gerüchte kamen täglich von Bern, und häufige Missionen der revolutionären dortigen Führer, Anton Tillier und Ludwig Bay, an ihre Freunde bei der Armee. Abgeordnete der wirklich durch die neuen Grundsätze angesteckten, durch ihren Wohlstand übersättigten reichen Bauern des Emmenthals und der Landgerichte bearbeiteten thätig unsere Soldaten, viele Bauernoffiziers waren ihres Glaubens, und viele Berner, sogar Staatsoffiziers, von angeerbter Tadelsucht hingerissen, ihrer Lage uneingedenk, missbilligten laut und öffentlich jede Masregel der Re-

gierung. Die mehrsten bernischen Hauptleuthe, an reguläre Truppen gewöhnt, vernachlässigten die moralische Stimmung ihrer Soldaten und verliessen, sobald ihre eigentlichsten Dienstpflichten abgethan waren, ihre Cantonierungen, um in Murten gesellschaftlichen Unterhaltungen und dem Spiehle nachzugehen.»<sup>858</sup>

Mülinen pflegte den Geist seiner Truppe. In dem Landhaus, in dem er sein Quartier hatte, fand er eine Bücherei, aus der er abends den Soldaten die Heldentaten der vaterländischen Vergangenheit vorlas. Was der nachmalige Schultheiss und Geschichtschreiber tat, versuchte zu spät der Kriegsrat. In den letzten Tagen des Februar liess er gedruckte «Berichte an die Armee» unter die Truppen verteilen, um sie über die wahre Lage aufzuklären und den üblen Gerüchten zu begegnen.<sup>859</sup>

Auch hinter der Front begann der Abfall. Im Emmental missbrauchte die Ungeduld der Ehrgeizigen die Unwissenheit und täuschte ihr vor, die Regierung habe am 3. Februar abgedankt und nichts mehr zu befehlen. Wohl erinnerte die Obrigkeit in einem Aufruf vom 13. Februar daran, dass sie und die alten Gesetze noch Geltung hätten, bis die neuen in Kraft getreten seien, und untersagte die Verbreitung des Tillierbriefes. Auf den Schreibereien, in den Pinten und Scherstuben wusste man es besser. Auf Anstiften des Ausgeschossenen Siegenthaler kamen die Vorgesetzten der Gemeinden Langnau, Röthenbach, Eggiwil, Trub und Signau in den letzten Tagen Februar zusammen. Langnau führte das Wort, zog Signau und Trub auf seine Seite und beredete sie, von der Regierung die Abdankung zu begehren, ansonst sie die Füsilierkompanien des Regiments Emmental nicht ausziehen lassen würden. Die beiden andern Gemeinden hielten sich von diesem Treiben fern; Eggiwil brandmarkte es offen als Aufruhr. Bereits sahen die Unzufriedenen im Einmarsch der Franzosen die Befreiung. Dem entsprach die Haltung der Emmentaler Mannschaft. Am 28. Februar weigerte sich ein Bataillon des Regiments Emmental, durch die Schriften eines Mengaud und anderer seines Gelichters montiert, wie der Kriegsrat bemerkt, nach Neuenegg zu marschieren. Gerade wegen der Untreue des Emmentals hatte der Kriegsrat Bedenken, den Landsturm ergehen zu lassen.<sup>860</sup>

Das Regiment Emmental bildete eine trübe Ausnahme. Die andern Einheiten wahrten den Kampfgeist noch. Zofingens Opferwille leuchtete voran. Dort war es Ende Januar zu Auftritten einiger Unzufriedener gekommen, die mit der Entlassung von Offizieren, die versagt hatten, geahndet wurden. Die Stadtgemeinde

beschloss, den Schimpf zu tilgen und bildete aus den Getreuen eine eigene Kompanie von 100 Mann. Das Fähnlein von Zofingen sollte auf der Höhe von Neuenegg flattern.<sup>861</sup>

## 2. Die Erlaubnis zum Angriff

Die lähmende Unsicherheit ging vom Grossen Rat aus, der nicht seine gewohnten Züge trug. Fast 70 Mitglieder standen im Feld, womit er seine Entschlusskraft ganz verlor. Die Gesinnungen kreuzten sich. Da waren die Anhänger des Schultheissen Steiger, die alles für den Bestand und die Ehre Berns einsetzen wollten. Da war Tillier, der sich mit Hilfe der französischen Waffen in einem neuen Bern Genugtuung zu verschaffen hoffte. Die Mehrheit des Grossen Rates schwankte zwischen dem Aufflackern der alten Ehrliebe und den Verheissungen der neuen Lehren. Sie überliess sich der Zuversicht, dass die Franzosen doch den Frieden halten würden, hoffte auf den rettenden Zufall und liess sich von den Ereignissen meistern, statt ihnen den Weg zu weisen. Diese Schwäche teilte sich dem Geheimen und dem Kriegsrat mit und rieselte durch das Heer.

Die Ausgeschossenen mussten sich in ihrem neuen Amt zu rechtfinden, für das sie keine Voraussetzungen mitbrachten. Rasch setzte sich in ihnen die Überzeugung fest, dass es ohne sie nicht gehe, weil die alten Herren versagt hätten. Dieses Selbstbewusstsein stärkte ihre Geringschätzung der hergebrachten Ordnung. Bay von Bern, Rengger von Brugg, Schnell von Burgdorf zählten auf die Franzosen, um ihre Zukunftspläne zu verwirklichen. Die meisten Ausgeschossenen aber hatten Mühe, sich in den Entscheiden, von denen Gedeih und Verderb des Landes abhingen, zurechtzutasten. Sie verabscheuten aus natürlichem Empfinden die Franzosen und wagten doch nicht, mit ihnen zu brechen. Einer von ihnen, der Stadtschreiber Ringier von Zofingen, bekannte: «Ehrenhaft kann der Friede niemals seyn, sobald man es sich zur Schande rechnet, Frankreichs Bedinge anzunehmen: ich aber glaube, dass die Noth, das Blut so Vieler zu schonen, so Viele nicht Waysen werden zu lassen, an die Stelle der Ehre trittet.»<sup>862</sup>

Da die Ausgeschossenen keine feste Linie gewannen, schauten sie in ihrer Verlegenheit auf die eidgenössischen Repräsentanten und Kriegsräte. Diese aber hatten eigene Überlegungen. Sie waren

bereit, Bern seinem Los zu überlassen, um für ihre Orte Schonung zu verdienen, und einen Waffengang zu verhindern, in den ihre Hilfsvölker gerissen werden konnten. Sie betörten sich und andere mit dem Trost, die Einheitsverfassung sei nur das Werk eines Privatmannes. Immerhin gelangten sie an den Geheimen Rat von Bern, er solle dem Vorort eine Änderung der alten Verfassung vorschlagen, die mehr Festigkeit verheisse. Sie selber wollten sich nicht dafür einsetzen. Es war auf der ganzen Linie so, dass die Leute nicht die Verantwortung für ihre gescheiterten Gedanken übernehmen wollten. Der Zürcher Johann Jakob Lavater, der als Schriftführer an dieser Versammlung teilnahm, meldete nach Hause: «Bei dieser Session, der ersten, welcher ich beizuwohnen die Ehre hatte, frappte mich — ich muss es gestehen — die Menge von Schwierigkeiten, Besorgnissen und furchtsamen Äusserungen.»<sup>863</sup>

Auch die Stadt beeinflusste die Ausgeschossenen. Die Hintersassen, die den Grossteil der Einwohner ausmachten, blieben nach ihrer Gewohnheit stumm. Umsomehr regten sich die Bürger, die von der Herrschaft ausgeschlossen waren und dem Patriziat die Schuld für ihr karges, oft missratenes Los aufbürdeten. Sie fanden Verständnis bei den Ausgeschossenen, die selber bisher zurückgesetzt gewesen waren. Jedenfalls erzog die Hauptstadt die Ausgeschossenen nicht zur Anhänglichkeit an die bestehende Ordnung, sondern zerstörte, was sie davon mitgebracht hatten. Als die Basler Abordnung im Grossen Rat verlangte, dass ihre kränkenden Anträge einer Kommission vorgelegt würden, verwarf es der Grosse Rat mit 92 gegen 62 Stimmen. Unter den Zustimmenden befanden sich alle Ausgeschossenen mit Ausnahme von sechs.<sup>864</sup>

Aus dem zagenden Grossen Rat kam nie ein beherzter Entschluss zur Gegenwehr, wohl aber ein Zug von matten Massnahmen zur Dämpfung des tätigen Willens. Trotzdem der Rat nun täglich sass, kam er mit den drängenden Arbeiten nicht vorwärts. Er hatte eine Verfassung versprochen. Beat Emanuel Tschärner, Landvogt zu Aigle, klagte, das Volk habe seit dem 3. Februar nichts mehr vom Grossen Rat vernommen. Dieser bestellte endlich am 21. Februar eine Kommission aus sechs Patriziern und sieben Ausgeschossenen zur Ausarbeitung einer Verfassung und ernannte Frisching zu ihrem Vorsitzenden. Da man in Bern mit solcher Tätigkeit unvertraut und Frisching sonst beschäftigt war, stockte der Entwurf. Die Unsicherheit der Obern steckte die Stadtbevölkerung an. Vorsichtige flüchteten ihre Familie auf das Land, ihre

Habe sogar über die Grenze. Da griff der Geheime Rat ein, weil ein solches Gebaren einen schlimmen Eindruck erzeuge, und stellte einen scharfen Antrag. Der Grosse Rat milderte ihn und gestattete, für die Familie und für das Gut auf dem Land eine Unterkunft zu suchen.<sup>865</sup>

Es ergab sich von selbst, dass in diesen Tagen die Blicke die Führer der beiden Richtungen suchten, Frisching und Steiger. Die grosse Erwartung suchte Frisching. Er schien für die Rettung Berns aufbewahrt zu sein. Seine glänzenden Äusserlichkeiten und seine Freundschaft für Frankreich trugen ihn in den Vordergrund. Um ihn scharte sich jene Doppelgesinnung, die Vaterlandsliebe und Zutrauen zur Revolution versöhnen wollte. Die wichtigen Aufträge, die Sendung zu Brune, der Vorsitz im Verfassungsausschuss, fielen ihm zu und verhiessen noch grössere Ehren. Die Mehrheit des Grossen Rates, die Ausgeschossenen, die eidgenössischen Vertreter sahen in ihm den grossen Mann, der das rettende Wort sprechen werde. Als er zu Brune ging, begleitete ihn der Stoßseufzer des Ausgeschossenen Ringier: «Gott gebe, dass der Friede liebende, Friede wünschende, hochzuverehrende H. G. Hr. Seckelmeister ihme Einhalt tun möge.»<sup>866</sup>

Doch in dem Augenblick, da Frisching von der Öffentlichkeit erhöht wurde, da sein Name aus aller Mund tönte, da seine Laufbahn sich zu krönen schien, ging er an sich selber irre, weil er sich der Erkenntnis nicht verschliessen konnte, dass seine Politik in einen Fehlschlag auslief, weil Paris seine vertrauende Ergebenheit nicht lohnte. Er war nicht mehr der Mann, den seine Anhänger träumten, sondern erlag seinen sorgenden Gedanken. Dem Basler Freund schüttete er am 9. Februar das Herz aus: «Sie können kaum glauben, wie sehr alle unsere deutschen Bauern von Bern, Freiburg und Solothurn aufgebracht sind über die Ränke, mit denen die Franzosen die Schweiz unglücklich machen wollen; man hat eine unendliche Mühe, sie zurückzuhalten; Greise, Frauen und Kinder, alle sind gegen sie aufgebracht. Ich sehe nur Elend und Hunger für die voraus, die das Unglück haben, diese entsetzliche Krise zu überleben.» Hatte er sich bisher mit einem Ausgleich zwischen Altem und Neuem getröstet, so war ihm nun die Beliebigkeit genommen; er musste sich dem Neuen ganz unterwerfen und fand nicht den Opfermut, auf all das zu verzichten, was ihn in Bern erhöht hatte. Er schreibt nach Basel: «Heute wählt man bei uns den Ausschuss, der die neue Verfassung entwerfen soll; man sagt mir, dass ich den Vorsitz führen soll. Gott bewahre

mich davor!» Darin blieb sich Frisching gleich, dass er den Sturz Steigers ersehnte; es war der letzte Lichtschimmer, der ihn leitete.<sup>867</sup>

Steiger trat in diesen Wochen wenig hervor, obschon er als Amtsschultheiss den Vorsitz führte. Den Vertretern der eidgenössischen Orte war er unheimlich, weil sein Name Krieg bedeute. Obschon ihnen der hohe Anstand, mit dem er die Verhandlungen leitete, nicht entging, hielten sie ihn für das Verderben der Schweiz und stellten ihn in ihren Berichten als den bösen Geist dar, der eine friedsame Mehrheit zur Waffengewalt verführen wolle. Steiger hatte die traurige Genugtuung, dass seine Warnung von 1790, Frankreich werde zur Republik übergehen und die Nachbarländer verschlingen, Schritt für Schritt in Erfüllung gegangen war. Jetzt war ihm die Hoffnung entschwunden, wie ein Brief bekennt, den er am 8. Februar dem Staatsrat de Marval in Neuenburg schrieb. Bern hätte die Franzosen in der Waadt, die nicht stark waren, sogleich angreifen sollen, meint er, zumal die grosse Mehrzahl der Waadtländer auf das Zeichen wartete, vereint mit den Bernern über die Eindringlinge herzufallen. «Aber die Regierung war nicht fähig, einen solchen Plan aufzunehmen, da sie von Schrecken ergriffen und persönlich mehr beschäftigt war, das eigene Geschick statt das des Staates zu wahren . . . Die Wehrmänner eilen guten Mutes an die Grenze, und das aufgebrachte Volk unterstützt sie von allen Seiten.» Er sieht schreckliche Zusammenstösse voraus und ist entschlossen, mit dem Staat unterzugehen. Wenn aber der Friede mit Frankreich zustande kommt, an dem eine gewisse Partei insgeheim arbeitet, will er sich in das Gebiet des Königs von Preussen zurückziehen und dort seine Tage enden.<sup>868</sup>

Steiger täuschte sich über die trügerischen Hoffnungen der Ratsmehrheit nicht. Aber wie Erlach blieb er fest der Überlieferung verhaftet und überschritt nie die Schranken, die ihm seine Amtspflicht setzte. Noch hatte er das Feuer, seine überlegene Persönlichkeit zu entfalten; noch stand es ihm offen, innerhalb und ausserhalb des Ratssaals mit den Künsten der Seitengänge für eine entschlossene Haltung gegen die französischen Übergriffe zu werben. Er tat es nicht; der Standesgeist war seine Stärke und seine Fessel zugleich. Mit verhaltenem Schmerz sass er einem Rat vor, der sich immer mehr aufgab. Der trauerschwelgende Ton blieb ihm auch jetzt fremd.

Am 21. Februar hatte die Generalsbesprechung in Aarberg einen Angriffsplan gezeitigt, der unverzüglich an den Kriegsrat

in Bern gelangte. Dieser wich der Verantwortung aus und schob die Genehmigung dem Grossen Rat zu, der seinerseits zögerte, so dass das Heer weiterhin ohne eine Leitlinie blieb. Am 22. übertrug der Kriegsrat, wie es schon lange vorgesehen war, Erlach den Oberbefehl über das ganze bernische Heer. Der General erhielt nicht grössere Vollmacht, sondern nur grössere Verantwortung, da der Kriegsrat sich in allen Dingen die letzte Hand vorbehielt. Die Änderung bestand darin, dass der Kriegsrat seine Befehle nicht mehr unmittelbar, sondern über Erlach den Truppenführern zusandte. Erlach fügte sich in den Leidensposten, trotzdem das Unheil sich immer deutlicher ankündete. Die langen Wochen bitterer Enttäuschung, da er einen Schritt nach dem andern gegen sein besseres Wissen tun musste, hatten nicht seinen Mut, wohl aber seine Hoffnungen gebrochen.

Von Anfang an durchschaute Erlach den grossen Irrtum der Räte in Bern, den Waffengang durch ein gütliches Abkommen mit den Franzosen zu vermeiden, und erkannte die Missgriffe, die daraus entstanden, die Aufgabe günstiger Stellungen, den Durchlass der französischen Adjutanten. Aber so sehr ihn düstere Vorstellungen heimsuchten, sie beugten seine Pflichttreue nicht. Umsonst drängte er auf den Angriff, der Bern allein retten könne. Aber trotz der Abschlüge, die er entgegennehmen musste, harrete er aus. «Die bisher von Euer Gnaden erhaltenen Befehle, mich aller feindseligen Initiative wohl in Acht zu nehmen, sind sorgfältig und mit Hintansetzung aller militärischen und sonstigen Gründen befolgt worden; werde auch ferners den schuldigen Gehorsam nicht ausser Acht lassen», teilte er am 11. Februar dem Kriegsrat mit.<sup>869</sup> Eines übersah Erlach: Weil der Geheime Rat und der Kriegsrat seine Hingabe missbrauchten und die Verantwortung auf ihn abschieben konnten, wurden sie zu neuen Missgriffen ihrer Kurzsichtigkeit gereizt.

Erlach handelte nicht nur aus dem Pflichtbewusstsein eines hohen Offiziers, sonst hätte er wohl gegen das verantwortungscheue Treiben in Bern durchgegriffen. Mehr noch bestimmte ihn der Standesgeist, der ihm die Grenzen zog. Die Eigenmächtigkeit durfte sie nicht durchbrechen, um gegen die vorgesetzte Behörde einzuschreiten, die irrte. Vornehm nahm er das Versagen anderer auf seinen Namen; denn nicht für sich, sondern für die Heimat stand er auf verlorenem Posten vor dem Feind. Mit menschlichem Verständnis durchschaute er die Schwächen, die Eitelkeiten, die falsche Zuversicht der Oberbehörden, die ihm nicht glaubten und

doch vertrauten, und verzichtete auf eigenwilliges Handeln. Noch einmal brachte Bern den vollkommenen Aristokraten hervor.

Erlach betraute den Obersten Ludwig von Wattenwyl mit dem Befehl über die Division in Murten und verlegte am 24. Februar das Hauptquartier nach Aarberg. Dem Angriffsplan vom 21. Februar, der von oben immer noch nicht genehmigt war, stellten sich zwei Hindernisse entgegen. Ein mächtiger Schneefall erschwerte jede Bewegung, so dass auch Brune seinen Angriff aufschob. Und dann hatte Frisching einen Waffenstillstand von 14 Tagen nach eigener Erfindung eingeschoben, der die Berner bis zum 1. März mitternachts band, während Brune nach Eintreffen des Pariser Boten am 25. Februar frei war. Jeder Tag, der unbenützt verstrich, brannte Erlach auf der Seele. Darum griff er endlich ein; nicht länger litt es ihn, das Schicksal Berns dem Zagen der Oberbehörden zu überlassen.

Mutach erzählt in seiner Revolutionsgeschichte, Erlach habe am 21. Februar auf der Zusammenkunft mit den Divisionskommandanten in Aarberg einen Schritt im Grossen Rat vereinbart. Ein anderer Teilnehmer, der junge von Mülinen, berichtet, Erlach habe mit Schultheiss Steiger darüber Rat gepflogen. Beide Darstellungen schliessen sich nicht aus. Am 25. Februar, einem Sonntag, erhielten die vertrauenswürdigen Offiziere, die Mitglieder des Grossen Rates waren, von Erlach die schriftliche Einladung, sich mit ihm am folgenden Morgen auf dem Haus zu Distelzwang in Bern einzufinden. Sie kamen dem Ruf nach. Ihre Zahl schwankt. Mülinen spricht von etwa 50, Mutach von allen Standesgliedern unter Erlachs Befehl; Oberst Römer meldete 26 nach Zürich. Der Geschichtschreiber Emanuel von Rodt, damals ein junger Artillerieoffizier, aber nicht Teilnehmer, gibt 72 an, und diese Zahl ist in die Geschichtsbücher übergegangen. Mülinens Angabe scheint am ehesten den Verhältnissen zu entsprechen.<sup>870</sup>

Es war eine Überraschung für die Räte und Ausgeschossenen, als Erlach am 26. Februar mit seinen Offizieren im Waffenkleid den Saal betrat. Mülinen berichtet von Erlach: «Er sprach kurz, aber mit Kraft und Schweizersinn und beehrte bestimmt: entweder, nach ausgelaufenem Waffenstillstand, die ausgedehnteste Vollmacht in seinem militärischen Commando, oder seine Entlassung. Der Major Friedrich Mutach, diessmahl rechtsehend, unterstützte ihn mit seiner strömenden Beredsamkeit, und der alte Schultheiss Steiger, der mit dem General diesen Auftritt verabredet hatte, sprach wie immer muthvoll und gewandt.» Jeder

Ausgeschossene wurde bei der Umfrage aufgefordert, sich zu äussern. Die meisten, von der Bedeutung des Augenblicks hingerissen, stimmten zu. Nur Strauss von Lenzburg, der seinen Auftrag vor-schützte, und Schnell von Burgdorf, den seine persönliche Unzu-friedenheit bestimmte, versagten sich.<sup>871</sup>

Wytttenbach, ein Gegner des Widerstandes, gab mit üblem Mut sein Ja ab. Dafür entwertete er in seinen Annalen den Vorgang. Wie er berichtet, sah jeder leicht ein, dass der Beschluss soviel hiess, als ein bestimmter Befehl, die Franzosen anzugreifen. Ob-schon bei weitem nicht alle einen guten Ausgang ahnten, fand man doch allgemein, man müsse den General nach seinen Ein-sichten handeln lassen. Niemand sprach gegen den Antrag. Es wurde mit solchem Nachdruck dafür geredet und so die Sache von einer Seite dargestellt, dass sich niemand dagegen hatte äussern dürfen. Man konnte sagen, dass die freie Meinungsäusserung unter-drückt war. Als Strauss und Schnell ihren Vorbehalt machten, wurde er mit einem Unwillen aufgenommen, dass sie sich ent-fernten. Der Rat fasste den einhelligen Beschluss, Erlach die ge-wünschte Vollmacht zu erteilen. Der Auftrag lautete: «Wir haben gutbefunden, Euch Herren General-Mayor hiemit die unein-geschränkte Vollmacht zu geben, alle diejenigen Maasregeln zu nemmen, die Ihr nach Euerm Eyd und Pflicht zum Heil und zu Rettung des Vatterlands nöthig finden werdet, wann nemml. der vierzehntägige Waffenstillstand fruchtlos zu End lauffen sollte.» Damit bestimmte der Rat den Zeitpunkt des Angriffs; der von Fri-sching aufgebrachte Waffenstillstand endete am 1. März um Mitter-nacht.<sup>872</sup>

Die Hauptstadt gab laut ihrer freudigen Erregung Ausdruck. Anders nahmen die eidgenössischen Repräsentanten die Nach-richt auf. Der junge Mülinen eilte nach der Sitzung in den «Falken» zu Statthalter Wyss von Zürich, den er persönlich kannte, teilte ihm den Beschluss mit und entfesselte einen heftigen Auftritt. Leidenschaftlich ausbrechend rief Wyss, dieser Beschluss stürze das ganze Vaterland in Gefahr, Berns Eigennutz und die Selbst-sucht seiner Patrizier zerstörten die Schweiz. Nach kurzem, har-tem Wortwechsel entfernte sich Mülinen mit der grollenden Ge-ringschätzung, wie wenig Bern von den andern Orten zu erwarten habe. In der Tat entsprach der zornige Friedensgeist des Zürchers nur zu sehr der Stimmung der andern Repräsentanten. Am Abend des 26. Februar teilte Ratsschreiber Thormann den versammelten Repräsentanten amtlich den Beschluss des Grossen Rates mit. Die

Tatsache, dass er ohne ihre Befragung gefasst worden war, empörte sie. Sie wollten vorbeugen, dass man sie dafür mitverantwortlich mache, weil sie eben zu der Zeit in Bern weilten. Darum stimmten sie einmütig einer Note zu, die dem Grossen Rat das Befremden über seine Eigenmächtigkeit aussprach und sich für die Zukunft solch willkürliches Handeln verbat. Obschon sie bisher für Bern nichts getan hatten, fragten sie sich nicht, mit welchem Recht sie diesem Stand ein selbständiges Vorgehen verboten. Sie wollten den Kampf vermeiden und hatten keine Vorstellung, wohin diese Scheu führte, sondern nur den unbestimmten Trost, es sei auf Bern allein abgesehen. Sie wagten nicht, ihre Gedanken zu Ende zu denken. Jedenfalls wollten sie keine Verantwortung übernehmen. Als Luzern vorschlug, sie sollten allen Sitzungen des bernischen Geheimen Rates beiwohnen, wichen sie aus, weil eine solche Mitarbeit sie mit Schuld beladen konnte<sup>873</sup>

Am Abend des 26. Februar brachten die Offiziere von Bern die Angriffserlaubnis in die Feldlager und belebten damit den Geist der Truppen, die von der verderblichen Untätigkeit erlöst wurden. Schützenleutnant Zeerleder berichtet den Vorgang in Murten: «Ein neuer unbegrenzter Muth belebte alles, man drückte sich die Hände, man umarmte sich.» Er erzählt, wie in der Erwartung des Kampfes die einen Lieder sangen, die andern beteten. «Die stille Heiterkeit des wahren Muthes herrschte auf allen Gesichtern.»<sup>874</sup> Niklaus Friedrich von Mülinen bestätigt die Erlösung, die der Beschluss des Grossen Rates im Lager von Murten erregte.

Erlach benutzte die Vollmacht, die ihm erteilt worden war, zur Vorbereitung des Angriffs. Er setzte ihn auf den frühen Morgen des 2. März an, da der vermeinte Waffenstillstand abgelaufen sein würde, und legte ihm den Plan zugrunde, den er am 21. Februar in Aarberg mit den Oberoffizieren bereinigt hatte. Er gedachte, sowohl im Norden gegen den Jura, als im Westen gegen Avenches vorzustoßen. Froh, zum erstenmal selbständig handeln zu dürfen, nahm er die Verantwortung für die Gefahren, die sich aus dem Zustand der eigenen Truppen und den Anstalten des Feindes ergaben, auf sich. Die drei Tage bis zum Angriff wurden in den bernischen Lagern zu sorgfältiger Vorbereitung verwendet.

Da kam Brune dazwischen. Er empfing am 25. Februar vom Eilboten den Befehl des Direktoriums, auf Bern zu marschieren und die Regierung mit ihren Köpfen verantwortlich zu machen, wenn ein einziger Tropfen Blut fliesse. Das passte ihm nicht.

Einmal hemmte der tiefe Schnee die Bewegungen, und zudem wollte er als Unterhändler, nicht als Schlachtensieger seine Überlegenheit offenbaren. Er hoffte, die Berner zugleich zu erschrecken und zu überreden. Darum erteilte er Schauenburg den Befehl, am 1. März Solothurn anzugreifen, und lud durch einen Adjutanten Frisching und Tscharner über die Regierung hinweg ein, nach Payerne zu kommen, um die alte Freundschaft mit Frankreich zu erneuern. Die beiden Gesandten erhielten vom Grossen Rat den amtlichen Auftrag und kamen am 28. Februar früh in Payerne an.<sup>875</sup>

Brune empfing die Berner mit gewohnter Höflichkeit, wich ihrem Begehren, seine Vollmacht zu sehen, aus; dann warf er die Maske ab und übergab ihnen ein Ultimatum eigener Erfindung, das die Unterwerfung verlangte: Die alte Regierung tritt sogleich ab, eine provisorische wird eingesetzt, die unverzüglich Anstalten trifft, die helvetische Einheitsverfassung durchzuführen; sie lässt die politischen Gefangenen los und zieht die Truppen zurück. Dann werden die Franzosen den Schweizer Boden nicht betreten. Frisching war ausersehen, diese Überraschung entgegenzunehmen, die seiner bisherigen Haltung gegen Frankreich spottete. Brune wies die Einwände der Gesandten zurück und gewährte eine Waffenruhe von 30 Stunden, um Bern Zeit zur Unterwerfung zu lassen. Diese Frist lief am 1. März abends 10 Uhr ab, fast gleichzeitig mit dem vermeinten vierzehntägigen Waffenstillstand. Ein Bote eilte zu Schauenburg, um ihm den Aufschub des Waffenganges anzukündigen.<sup>876</sup>

Das Ultimatum verlangte vom Patriziat die Abdankung. Da Brune nicht überzeugt war, dass Bern seine Erniedrigung hinnehme, traf er am 1. März die Massnahmen, um Freiburg anzugreifen, und fachte die Waadtländer in einem Aufruf an: «Bern, das Ärgernis der Schweiz, schmiedete Ketten für alle Völker der Eidgenossenschaft. Seine Banden beherrschten schon Freiburg, Solothurn und Luzern. Seine Behörden haben sich die Hände mit dem Szepter der Usurpation befleckt. Das Mass seiner Verbrechen ist voll. Das lächerliche Reich Berns soll zusammenbrechen.»<sup>877</sup>

Die beiden Gesandten kamen am 28. Februar abends nach Bern zurück. Auf den 1. März morgens wurde der Grosse Rat mit den Ausgeschossenen berufen. Noch einmal wurde er erprobt, ob er Berns Namen gewachsen sei. Frisching erstattete Bericht und verlas Brunens Ultimatum, das in 24 Stunden zu beantworten sei. Auf dem Rathaus waren die eidgenössischen Repräsentanten im

Geheimratszimmer versammelt. Sie wurden um ihre Meinung befragt und legten sie in einer Note nieder, die sie mündlich erläutern wollten, wenn der Grosse Rat es ausdrücklich wünsche. Da dieser es nicht tat, erschienen sie nicht im Saal. An solchen Empfindlichkeiten krankten diese Tage, da die Gesinnungen aus den Fugen gerissen waren und die Wehrlosigkeit sich hinter Kleinlichem verbarg.<sup>878</sup>

Die Note der Repräsentanten lautete dahin, dass die alte Regierung unverzüglich durch eine provisorische ersetzt werde; sie empfahl die Loslassung der politischen Gefangenen und eine gleichförmige Verfassung für die Eidgenossenschaft, wollte aber, dass die Berner Truppen unter Waffen blieben, bis Brune erklärt habe, was er mit den seinen anfangen werde. Die Note bestätigte, dass die Repräsentanten eigensüchtig mit dem Los Berns spielten. Einerseits sollte Bern durch Nachgiebigkeit Brune versöhnlich stimmen, anderseits seine Truppen an der Grenze behalten, um einen allfälligen französischen Vorstoss aufzufangen. Die Note erregte peinliche Überraschung. Selbst die Ausgeschossenen, die doch viel für die Nachgiebigkeit übrig hatten, schrakten davor zurück, in einem Augenblick auf Leben und Tod die Regierung zu wechseln. Der Rat ging über die Note hinweg und verwarf Brunens Ultimatum mit 145 gegen 3 Stimmen.<sup>879</sup>

Der Rat beschloss, die Ablehnung in der Antwort an Brune zu erläutern. Dazu griff er auf den Erlass vom 3. Februar zurück, dem er einen entschieden volksherrschaftlichen Sinn gab. So entstand eine Note, die Brune doch weit entgegenkam. Die Regierung nimmt Freiheit und Gleichheit als Grundlage einer schleunig zu schaffenden Verfassung an. Sie wird sich innert Monatsfrist mit Hilfe der Ausgeschossenen neu bilden und so lange im Amt bleiben, bis die Urversammlungen eine Volksvertretung ernannt haben. Die Vereinigung der Schweiz wird in dem Sinn angenommen, dass sich die Orte ohne fremde Einmischung darüber verständigen. Die aus politischen Gründen verhafteten Personen werden auf Empfehlung des französischen Direktoriums sogleich freigelassen. Mit 92 gegen 58 Stimmen beschloss der Rat, diese Erklärung als Antwort an Brune abgehen zu lassen und sie im Druck unter dem Volk und den Truppen zu verbreiten. Die 58 Stimmen mochten der Richtung Steigers angehören.<sup>880</sup>

Der Grosse Rat beauftragte Tschärner, Brune die Antwort zu überbringen. Frisching schien nicht mehr abkömmlich, falls eine neue Regierung gebildet werden sollte. Auf Ersuchen des Grossen

Rates gaben die eidgenössischen Repräsentanten den Statthalter Wyss von Zürich als Begleiter mit. Die Gesandten langten am 1. März erst um 10 Uhr abends in Payerne an, da sie unaufhörlich von französischen Posten angehalten worden waren. Wildes Geschrei umtobte sie, als sie abstiegen; die Franzosen jubelten unbändig über den losbrechenden Kampf. Brune empfing sie in der späten Stunde mit gewohnter Höflichkeit. Sie übergaben ihm die Note nicht, sondern trugen ihm die einzelnen Punkte schonend vor und fanden bei ihm vertrauliches Entgegenkommen. Nur auf der unverzüglichen Abdankung der alten Regierung beharrte er und bezeichnete die Männer, die er von der neuen ausgeschlossen wissen wollte.

Um halb drei Uhr morgens brach Brune das Gespräch ab. Als man um 11 Uhr wieder zusammenkam, überreichte Brune eine Liste mit neuen Forderungen, die mit seinen mündlichen Äusserungen so sehr im Widerspruch standen und so anmassend lauteten, dass die Schweizer sie nicht annehmen wollten. Nachdem sie manchen unmöglichen Anspruch abgewendet hatten, kam ein Ultimatum zustande, das sie zu Hause glaubten vorlegen zu dürfen. Diesen Besprechungen wie den früheren wohnte Karl Ludwig von Haller als Schriftführer bei. Hier mag der künftige Erneuerer der Staatswissenschaften den Abscheu vor der zerstörenden Willkür der Revolution genährt haben, der ihn von seiner Jugend trennte und für sein späteres Werk bestimmend wurde.

Das zweite Ultimatum verschärfte die Forderungen des ersten. Unter anderem sollten die bernischen Truppen nicht nur zurückgezogen, sondern entlassen werden. Brune räumte Bern 24 Stunden zur Antwort ein und lehnte das Begehren bestimmt ab, unterdessen mit den Feindseligkeiten zuzuwarten; das Hinauszögern habe seine Leute in ein Misstrauen versetzt, das in die unbändigste Wut auszuarten drohe. Er entliess die Gesandten mit gewohnter Artigkeit und gab ihnen einen Adjutanten mit vier Husaren zur Deckung mit. Wo sie unterwegs Franzosen begegneten, schlug ihnen das wilde Geschrei entgegen: «Krieg mit den Schweizern!» In Murten verabschiedete sich der Adjutant: «Auf Wiedersehen in Bern!» Sie kamen am 2. März abends 8 Uhr in Bern an. Bern konnte sich noch einmal besinnen, ob es die Waffen niederlegen wolle, während schon der Kanonendonner über das Land hinrollte.<sup>881</sup>

### 3. Erlachs Vollmacht aufgehoben

Die Freiheit zum Angriff vom 26. Februar gab Erlach das letzte Licht in diesen dunklen Tagen und überwand seine seelischen und körperlichen Leiden. Er traf die Anordnungen nach dem Plan vom 21. Februar; die Geister waren auf den Vorstoss vom 2. März früh gespannt. Der Waffenstillstand, den Brune gewährt hatte, lief am 1. März abends 10 Uhr ab. An diesem Tag um 4 Uhr nachmittags schrieb Oberst von Gross, der die Besatzung von Nidau befehligte, dem General Schauenburg, da die Waffenruhe um 10 Uhr abends ablaufe, sollten sich die französischen Vorposten nicht länger vor den bernischen Kanonen herumdrehen. Dieser Brief sollte eine eigentümliche Bedeutung erhalten.<sup>882</sup>

Die bernischen Stellungen erstreckten sich von den Ormonts über Freiburg, Murten, Büren bis Brugg und wurden von 19 789 Bernern und 4000 Mann Hilfstruppen, ohne die Freiburger und Solothurner, gehalten. Das war eine schwache Deckung der ausgedehnten Linien. Darum erwog Erlach das Aufgebot des Landsturms. Dieser bestand aus sämtlichen in den Rödeln eingetragenen Mannschaften, die nicht ins Feld gerufen worden waren, den Füsiliern. Diese sollten beim Aufgebot im Waffenrock mit Gewehr und 24 Patronen auf den Sammelplätzen antreten. Schon waren einige Füsilierbataillone aufgeboten worden. Die einen stellten sich gut, so das Füsilierbataillon vom Regiment Oberland unter Major von Wattenwyl. Bei andern überwog das Heimverlangen der Familienväter, die auf Ablösung bestanden. Die Mehrzahl der Füsiliere war noch nicht einberufen worden. Erlach war durch die Vollmachten vom 22. und 26. Februar ermächtigt, diese letzte Hilfe einzuziehen. Am Abend des 28. traf er in Murten den Obersten von Tscharner, der mit schlechten Nachrichten von Brune heimkehrte. Das bewog ihn, nun doch den gesamten Landsturm aufzubieten; er teilte es Tscharner mit und eilte nach Aarberg zurück. Tscharner meldete in Bern den Entschluss dem Kriegsrat. Dieser lebte übel daran. Er erwog, dass der Befehl in manche Gegend zu spät gelangen und die Mannschaft sich eine eigenmächtige Bestimmung geben könnte; auch befürchtete er Verpflegungsschwierigkeiten. Am 1. März um 4 Uhr nachmittags jagte ein Eilbote nach Aarberg, das Aufgebot des Landsturms solle aufgeschoben werden.<sup>883</sup>

Erlach erfuhr Schwierigkeiten aus dem Heer selber. In Lengnau lagen 800 Berner mit vier Geschützen. Am Abend des 1. März pflogen die Offiziere Rat über den Befehl, am folgenden Morgen

früh gegen die französische Stellung bei Pieterlen vorzustossen, und wurden einig, der Angriff sei unmöglich, weil die Franzosen zu stark seien, über 14 Stück reitender Artillerie und eine zahlreiche Reiterei verfügten. «Wider unsere Pflicht wäre es, die braven Männer einem solchen Untergang auszusetzen.» Sie bedachten nicht, dass die französische Stellung auch von anderer Seite berannt werden sollte.<sup>884</sup>

Bedenklicher noch war es, dass die emmentalischen Einheiten den Gehorsam versagten. In den letzten Tagen Februar wurden im Bataillon Ryhiner Unterschriften von Offizieren und Soldaten für eine Eingabe gesammelt, die fragte, worin die Gefahr für das Vaterland bestehe, ob die Ausgeschossenen zu den wichtigen Verhandlungen zugezogen würden, ob an der neuen Verfassung gearbeitet werde. Zwei Unteroffiziere trugen das Schriftstück nach Bern. Am 28. Februar weigerte sich ein emmentalisches Füsiliersbataillon, nach Neuenegg vorzurücken. Oberstquartiermeister von Graffenried hatte am 1. März abends in Büren die Offiziere um sich versammelt, um mit ihnen den Vormarsch des nächsten Morgens zu besprechen, als zwei Leutnants eintraten und im Namen des einen Auszüglerbataillons Emmental erklärten, die emmentalischen Gemeinden hätten den Auftrag gegeben, die Franzosen in fremdem Gebiet nicht anzugreifen und nur den eigenen Boden zu verteidigen. Auch begehrt sie, dass jede Kompanie zwei Abgeordnete nach Bern senden dürfe, um zu vernehmen, was die Obern über den einlangenden Vortrag der emmentalischen Gemeinden beschliessen würden. Umsonst wurden sie an die Ehre des Schweizer Namens erinnert; sie beharrten auf ihrem Begehren. Aus allem ergibt sich, dass die Widersetzlichkeit der emmentalischen Einheiten nicht aus den untern Reihen der Mannschaft, sondern von den Subalternoffizieren ausging, die der Oberschicht entstammten. Doch noch durfte man annehmen, dass diese Versuche zur Meuterei eine emmentalische Sondererscheinung seien, und die andern Einheiten davon nicht befallen würden.<sup>885</sup>

Der Schlag erfolgte von anderer Seite. Die Vollmacht zum Angriff hatte Erlach aufgerichtet. Am 1. März nachmittags bereinigte der Grosse Rat die Antwort auf Brunes erstes Ultimatum und beauftragte den Kriegsrat, dem General unverzüglich mitzuteilen, dass die Verhandlungen fortgesetzt würden. Der Kriegsrat zog daraus eigenmächtig den Schluss, dass der Angriff nicht erfolgen dürfe, bis die Abgeordneten von Brune zurückgekommen seien. Er schrieb Erlach: «Nach dieser Erkenntnuss wird also, ehe etwas

unternommen wird, die Rückkunft Herrn Oberst Tscharners abgewartet werden müssen; Euer Wohlgeboren werden an die verschiedenen Herren Divisions-Commandanten, in Abänderung der bereits erteilten Befehlen, diejenigen Contreordres abgehen zu lassen belieben, die diese Erkantnus notwendig macht.» In seiner vielgeschäftigen Hast beging der Kriegsrat eine folgenschwere Unterlassung. Er sandte den Befehl nicht nur Erlach, sondern zur Sicherheit auch den Divisionsführern. Die Meldung war so abgefasst, dass die Empfänger schliessen mussten, die Franzosen würden während der Verhandlungen auch nicht angreifen. Der Kriegsrat teilte ihnen nicht mit, dass die Franzosen vom 1. März 10 Uhr abends an durch keinen Waffenstillstand mehr gebunden seien.<sup>886</sup>

Erlach erhielt den Gegenbefehl am 1. März um 6½ Uhr abends in Aarberg. Oberst Römer berichtet: «Nach 7 Uhr kam der Herr General wirklich zu mir, aber nicht mehr mit der freudigen Miene, sondern mit einem ganz verstörten Blick.» Er zeigte dem Zürcher das Angriffsverbot. «Man behandelt mich unwürdig», bemerkte er zu Römer, der seine Entrüstung teilte. Er wollte den Oberbefehl niederlegen, da er nicht mehr mit Ehren dienen könne, und bestieg gleich den Wagen nach Bern. Nicht anders traf der Gegenbefehl den Oberstquartiermeister von Graffenried in Büren. «Dies prophzeit mir, leider, einen schnöden, zum Nachtheil des Vaterlandes und unserer Nachkommen gereichenden Frieden», schrieb er gleich dem Kriegsrat. Er riet ihm, die Truppen heimzurufen, und kam um seine Entlassung ein. Oberst Ludwig von Wattenwyl, der in Murten die erste Division befehligte, meldete am Morgen des Unglückstages dem General, er werde bestimmt am 2. März 4 Uhr morgens losschlagen. «Ich betrachte diesen Augenblick als den schönsten und genugtuungsreichsten meines Lebens.» Nach der grimmigen Enttäuschung, die ihn am Abend erreichte, fand er sich nicht mehr ganz zurecht.<sup>887</sup>

Ein Unstern stand über dem bernischen Heer. Die tastende Politik der Obrigkeit, die Unsicherheit, die Widersprüche, die ungenauen Anordnungen, der Mangel einer einheitlichen Führung und verhängnisvolle Zufälle lähmten den guten Willen und lösten das Gefüge des Heeres auf. Wochenlang hatten die Wehrmänner geübt und dann den Angriffsbefehl als Erlösung aus dumpfer Ungewissheit aufgenommen. Der Tag war gekommen, da sie mit den Herausforderungen der Franzosen, die all das Ungemach und Leid über Bern verhängten, abrechnen durften. Und nun erwies sich die Hoffnung als Trug. Sie sahen sich geopfert, preis-

gegeben, und der Hintergründe unkundig, begannen sie auf die Offiziere, die selber getroffen wurden, den Verdacht zu werfen. Die Losung des Verrats begann in den Lagern zu schwelen. Der Gegenbefehl gab dem Halt der Wehrleute den schwersten Stoss.

Unwille ging am Abend des 1. März durch die bernischen Lager. Hauptmann von Mülinen, der sich mit seiner Kompanie Oberhasler auf Vorposten in Greng befand und für den ersten Angriff bestimmt war, berichtet über die Wirkung des Gegenbefehls auf seine Leute: «Sie tadelten freymüthig die Schwachheit der Regierung und ahndeten Betrug von Seiten des Feindes, um desto eher, da eben in diesem Augenblick sich ferner Canonendonner in der Gegend von Solothurn hören liess.» Leutnant Zeerleder schildert das Verhalten der Offiziere in Murten: «Einige rasten, wollten mit einem Theil des Heeres nach der Hauptstadt, um das Übel bei seiner Wurzel auszurotten, andere, muthlos durch die Inconsequenz der Regierung, wollten ihre Leute abdanken, und nur mit Mühe konnte der vernünftigere Theil die Ruhe behaupten.»<sup>888</sup>

Anderseits sahen sich die kampfscheuen Einheiten des Emmentals und Oberaargaus durch den Gegenbefehl gerechtfertigt. Oberstleutnant Thormann sollte am Abend sein Bataillon vom Regiment Burgdorf von Diessbach bei Büren nach Gottstatt führen, um am Angriff teilzunehmen. Er sammelte es zu einer kurzen ermutigenden Ansprache und forderte alle, die vor dem Feuer bangten, auf, wegzutreten und heimzugehen. Lauter Beifall antwortete ihm; jedermann zeigte sich willig. Doch auf dem nächtlichen Marsch stieg die Angst auf; die Leute blieben nur zusammen, weil keiner im Dunkel sich vom Bataillon entfernen wollte. Als er am späten Abend in Gottstatt ankam, erfuhr er, dass der Angriff abgestellt worden sei. Wie er den Befehl zum Rückmarsch gab, antwortete ihm das Bataillon mit Freudengeschrei und Jauchzen. Um 1 Uhr nachts kam er nach Diessbach zurück. Wie in der Frühe von Lengnau her Kanonendonner erscholl, musste er zwei Stunden warten, bis er das Bataillon besammelt hatte, weil der eine noch den Kaffee trinken, der andere sein Gläschen leeren wollte. Ergrimmt schloss er seinen Bericht: «Ich muss Euer Gnaden melden, dass ich die grösste Verachtung für die ganze Nation empfinde.»<sup>889</sup> Er hatte nicht die Selbstverleugnung seines Generals.

#### 4. Die ersten Kämpfe im Norden

Um den 20. Februar war tiefer Schnee gefallen. Etwa am 26. trat Tauwetter ein und verzehrte den Schnee grossenteils. Die Wege wurden frei; auf den Feldern, in den Mulden lagen noch weisse Flecken. Die ersten Märztag wurden vom Wetter ungemein begünstigt. Am klaren Himmel strahlte die Sonne. Ein leichter Frost machte die Strassen fest, liess aber die Nächte so mild, dass man auf offenem Feld lagern konnte. Der Mond leuchtete des Nachts so hell, dass man auf der Strasse einen Brief lesen konnte, wie Oberst Römer versicherte. Jedenfalls blieb der Soldat von seinem schlimmen Feind, der Nässe, verschont.

Das französische Heer hatte seinen Aufmarsch beendet und stand schlagbereit. Der Nordflügel unter Schauenburg zählte 19 667 Mann. Seine Stellung erstreckte sich von Neuenstadt über den Tessenberg, durchschnitt Vingelz, ging weiter über Biel, Bözingen, Pieterlen, bog nach Süden über Meinisberg bis Reiben gegenüber Büren; ein Posten belegte den Büntenberg, von wo er einen weiten Blick ins Tal der Zihl hatte. Nach Norden folgte die Linie ebenfalls der Grenze des ehemaligen Bistums Basel mit den Ausgangspunkten Grandval bei Münster und Arlesheim am Unterlauf der Birs. Schauenburg hatte die Hauptmacht zwischen Bözingen und Pieterlen besammelt, um von hier aus den Stoss zu führen. Die Brigadegenerale Nouvion, Girard-dit-vieux und Ruby führten die Kolonnen. Vom Rhein her brachten die Franzosen die Gewohnheit, dass Raub des Siegers Lohn sei. Der Schwarzen Halbbrigade, die aus Elsässern bestand, ging ein übler Ruf von Gier und Wildheit voraus.

Die zweite bernische Division unter Oberstquartiermeister von Graffenried deckte die Nordfront von Sankt Johannsen über Erlach, Ligerz, Twann, Nidau, Mett, Gottstatt und Büren, der Aare nach bis zur Solothurner Grenze. Sie zählte 7204 Mann, mit Einschluss der eidgenössischen Hilfstruppen von 3500 Mann, und 44 Geschütze. Mit Ausnahme eines Bataillons Zürcher in Erlach standen die Hilfstruppen in der zweiten Linie: Frienisberg, Grossaffoltern, Fraubrunnen. Sie sollten zur Verteidigung dienen; der Angriffsplan vom 21. Februar setzte sie nicht ein. Die dritte Division unter Oberst von Büren hielt eine Linie, die vom solothurnischen Grenchen über Selzach, Oberdorf, Solothurn, Wiedlisbach, Niederbipp und Aarwangen bis Langenthal reichte. Sie zählte 4666 Mann mit 22 Geschützen, darunter 1381 Luzerner und Unterwald-

ner, auf die kein Verlass war. Mit dieser Division sollten die Solothurner zusammen vorgehen. Der schwache rechte Flügel unter Oberst von Wattenwyl verteidigte mit 1800 Mann und 7 Geschützen die Aarelinie von Aarburg bis Brugg. Im ganzen zählten die Berner im Feld samt der ersten Division in Murten 19 789 Mann und etwa 4100 Mann Hilfsvölker, ohne die Freiburger und Solothurner.<sup>890</sup>

Solothurn brachte Bern keine Stärkung, sondern verlangte eine solche, weil es dem Zeitgeist erlegen war. Da das Landvolk die Revolution verabscheute, kam der Anstoss aus den regierenden Kreisen der Stadt. Am 21. Januar erliess der Grosse Rat einige Abgaben und nahm den Antrag auf eine Verfassungsänderung unter Freudentränen an. Am 29. Januar forderte der Grosse Rat die städtischen Zünfte auf, je zwei Vertreter in den Verfassungsausschuss abzuordnen, und die alte Behörde erklärte sich für vorläufig. Am 11. Februar gab sie dem Volk in einem gedruckten Anschlag die Grundsätze bekannt, nach denen das Verhältnis zwischen Stadt und Land geordnet werden sollte. Mit landesväterlicher Gütlichkeit gedachte Solothurn über die Zeit hinwegzukommen, namentlich den feindlichen Angriff von seinem Gebiet fernzuhalten. Solothurn erlebte nicht wie Bern den erschütternden Zusammenstoss zwischen der Nachgiebigkeit des Neuen und dem Hochgefühl einer stolzen Vergangenheit. Da das Landvolk den Wühlern keine Handhabe bot, lagen nicht Gärung und Unruhe in der Luft, obwohl es nachträglich hiess, Schauenburg habe in der Stadt Bekannte, sogar Verwandte, gehabt, die ihm den Boden bereitet hätten. Solothurn bot ein Beispiel mehr, dass die Verfassungsänderung nicht den Bedürfnissen des Landes, sondern Frankreichs entsprach. Wie Solothurns Entgegenkommen die Franzosen nicht entwaffnete, wollte es sich an der Seite Berns schlagen, wenn schon der achtzigjährige General von Altermatt nicht der Mann war, diesen Willen überlegen durchzusetzen. Solothurn hatte nicht den Nachdruck einer innern Kraft, sondern die Anpassungsfähigkeit an die Umstände. Das solothurnische Aufgebot, etwa 2000 Mann, sollte die dritte bernische Division verstärken.

Brune erteilte Schauenburg am 25. Februar den Befehl, am 1. März Solothurn anzugreifen. Der angebliche Waffenstillstand von 14 Tagen, der am 1. März um Mitternacht ablief, bestand für ihn nicht. Als er am 28. Februar die beiden bernischen Gesandten mit seinem ersten Ultimatum entliess, bewilligte er gleichzeitig einen Waffenstillstand von 30 Stunden bis zum 1. März abends

10 Uhr und sandte zugleich einen Adjutanten ab, der von Oberst de Crousaz durch die bernischen Linien geleitet wurde, um Schauenburg den Aufschub mitzuteilen. Der Adjutant überreichte Schauenburg um 1½ Uhr morgens in Pieterlen den Befehl. Wohl erliess Schauenburg sogleich Meldungen; aber sie konnten die entfernten Posten nicht rechtzeitig erreichen, da er den Angriff auf 4 Uhr früh angesetzt hatte. Nur in seiner Umgebung konnte er das Vorgehen hinterhalten. Wohl bediente sich Brune der Hinterlist gegen Bern; aber den Waffenstillstand hat weder er noch Schauenburg missbraucht. So begannen die Kämpfe am 1. März früh auf zwei Punkten der Solothurner Grenze.<sup>891</sup>

Es ging den Franzosen darum, von der Birs her die Zugänge zur Klus von Balsthal zu gewinnen. Der eine führte im Norden von Dornach über Zwingen, Erschwil und Mümliswil, der andere vom jurassischen Münster über Crémines nach Gänsbrunnen und Matzendorf im Dünnerntal. Im Norden überfiel die 16. Halbbrigade von Aesch und Reinach aus den solothurnischen Posten in Dornach, nahm das Dorf, setzte über die Birs und berannte das Schloss Dorneck. Hier leistete der Landvogt Gugger mit 30 Mann entschlossenen Widerstand, verwickelte den Feind in ein verlustreiches Feuergefecht und warf ihn mit Hilfe des herbeieilenden Landvolkes auf Arlesheim zurück. Doch ein erneuter Vorstoss des übermächtigen Gegners zwang ihn, nach einer Gegenwehr von 24 Stunden, Dorneck zu räumen. Die Solothurner hatten die Enge von Erschwil im Tal der Lüssel befestigt; aber die Franzosen umgingen sie am nächsten Tag über den Passwang und erreichten Mümliswil.<sup>892</sup>

Am 1. März um 4 Uhr morgens berannten die Franzosen von Münster aus die Solothurner Posten bei Sankt Joseph, wie das Dorf Gänsbrunnen oben im Tal der Dünnern damals hiess, und zwangen sie nach lebhaftem Gefecht zum Weichen. Sie rückten nicht weiter das Dünnerntal hinab, sondern blieben bei Gänsbrunnen stehen, da sie von hier aus in ziemlich gerader Linie über den Weissenstein oder zwischen Weissenstein und Hasenmatt gegen Solothurn vorstossen konnten. Der Weissenstein war von einem Bataillon Solothurner besetzt. Durch die Hilferufe bewegt, zog Oberst von Büren, der in Solothurn weilte, noch am Vormittag des 1. März das 1. Auszögerbataillon vom Regiment Wangen unter Oberstleutnant Friedrich von Wattenwyl heran und sandte es mit dem 2. Bataillon unter Oberstleutnant Thormann auf den Weissenstein. Wattenwyl verwahrte sich heftig gegen den Befehl, weil er

fand, die Stellung auf 1300 Meter Höhe werde mit drei Bataillonen überbesetzt, und weil er befürchtete, dass die ohnehin schlecht gestimmten Mannschaften völlig den Halt verlieren würden, wenn sie die kommende Nacht auf dem Weissenstein im Schnee lagern müssten. Büren wies ihn ab, da er eben durch einen Brief Erlachs gereizt war, der ihn nicht mit General, sondern nur mit Oberst anredete. Er antwortete empfindlich, ihm komme der Rang eines Generals zu, da er den rechten Flügel des Heeres befehlige. Zur selben Stunde verlangte Oberst von Gross die Abberufung aus Nidau, da er diese Stellung unvorbereitet fand und um seine Ehre besorgt wurde. Beide Obersten konnten in diesen Tagen die Rücksicht auf ihre Person nicht verlernen.<sup>893</sup>

Am 1. März zog von Büren, was ihm noch von der dritten Division blieb, drei Bataillone, eine Batterie und eine Dragonerkompanie, auf das linke Ufer der Aare in das Solothurnische, um am nächsten Tag von Lengnau aus den Angriff auf die Franzosen in Pieterlen zu eröffnen. Der Kriegsrat in Bern billigte diese Massnahme, aber er solle Erlach davon Nachricht geben. Die Leitung der Armee lockerte sich immer mehr, weil der Kriegsrat von seiner Gewohnheit nicht lassen konnte, dazwischen zu reden, trotzdem Erlach verantwortlich den Oberbefehl führte, so dass viele Offiziere nicht sicher waren, an wen sie sich wenden und halten sollten.<sup>894</sup>

Schauenburg beschloss, den Hauptangriff mit einem Überfall auf Lengnau zu eröffnen. Am 1. März um 10 Uhr ging die von Brune gewährte Waffenruhe zu Ende, während die Berner an eine Verlängerung glaubten. Lengnau wurde vom Bataillon Ludwig Wurstemberger vom Regiment Oberland, zwei Kompanien vom Regiment Büren, der Jägerkompanie Dachselhofer und vier Geschützen gedeckt, insgesamt über 800 Mann. Sie gehörten zur Division Graffenried. Südlich davon lagen in Büren, dem Hauptquartier Graffenrieds, zwei Kompanien vom Regiment Emmental, ein Bataillon vom Regiment Burgdorf und die Jägerkompanie Burgdorf, zu Dotzigen zwei Kompanien vom Regiment Aarau, in Rüti zwei Kompanien vom Regiment Emmental, zu Schwadernau ein Bataillon Konolfingen, zwei Kompanien vom Regiment Zollikofen, zwei vom Regiment Aarau und bei Gottstatt die Scharfschützenkompanie Schnyder. Die Entfernung zwischen Büren und Lengnau beträgt fünf Kilometer; sie sind durch die breite Ebene der Aare getrennt. Als nächster Rückhalt diente Lengnau das solothurnische Dorf Grenchen, das zwei Kilometer östlich davon

lag und von einem Bataillon Solothurner besetzt war, beide Dörfer am Südfuss des Juras.<sup>895</sup>

Die Stellung von Lengnau war sehr ausgesetzt, weil sie von drei Seiten gefasst werden konnte. Schauenburg machte von einer Kampfweise Gebrauch, die den Franzosen selbstverständlich und den Bernern unvertraut war, dem Nachtgefecht und der Umgehung. Er setzte von Westen her auf der Bieler Strasse drei Bataillone, von Süden vom Büttenberg drei Bataillone und drei Feldstücke an. Vom Norden sollte ein Bataillon vom Juradorf Romont heruntersteigen. Er selber gab auf der Strasse von Biel mit der Hauptmacht dem Angriff den Nachdruck. Er meinte, die Berner mit der üblichen List, die Feuer zu dämpfen, das Lager in Stille zu tauchen und die Vorposten zurückzuziehen, in Sicherheit zu wiegen. Gerade die ungewohnte Ruhe bei den Franzosen erweckte den Verdacht des erfahrenen Obersten Wurstemberger. Er meinte: «Die ruhigen Wasser sind gefährlich», befahl den Leuten, gekleidet und gerüstet wach zu bleiben, und liess die Zugänge sorgfältig verwahren. Die vier Geschütze wurden mit Kartätschen geladen hinter Verhauen aufgefahren.

Um 4 Uhr früh brachen die Franzosen von drei Seiten mit Übermacht ins Dorf ein. Die Oberländer sprangen auf und eilten auf ihre Posten. Die vier Geschütze ergossen ihre Kugelschauer. Die Offiziere gaben das Beispiel. Hartnäckig tobte der Kampf im Dunkel, das durch auflodernde Firsten erhellt wurde. Frauen kämpften mit; ihrer zwei fielen. Doch die Berner, des Nachtkampfes ungewohnt, der beständigen Überhöhung nicht gewachsen, konnten sich gegen die Übermacht nicht halten. Wurstemberger gab die Losung: «Jeder rette sich, wie er kann!» Was sich durchschlug, nahm die Strasse nach Grenchen. Die Berner verloren 200 Mann an Toten und Verwundeten und ebensoviel an Gefangenen, darunter den verwundeten Wurstemberger und viele Offiziere, die sich bis zuletzt schlugen. Hauptmann Stürler sammelte die Reste des Bataillons Oberland, etwa die Hälfte von 540 Mann.<sup>896</sup>

Halbwegs Grenchen versuchten die Berner noch einmal Widerstand, wurden aber von den Franzosen von den Jurahängen her überflügelt und gingen auf Grenchen zurück. Doch die Solothurner hatten das Dorf geräumt. Nur der Landsturm tobte, Männer, Frauen und Kinder. Bei Haag empfing das Bataillon May vom Regiment Zofingen die Flüchtigen und stellte sich im schwach befestigten Dorf den Verfolgern entgegen. Doch nach kurzem Kampf wurde es umgangen und die Flüchtigen grossenteils gefangen. Hinter Selzach

tauchte Oberst von Büren mit einer Kompanie Dragoner auf und suchte den Strom, der den schützenden Mauern Solothurns zustrebte, zu hemmen. Doch der Mannschaft fremd, wurde er nicht beachtet und fortgerissen. Da warfen sich den Fliehenden bei Bellach die unteraargauischen Bataillone von Tavel und Goumoëns entgegen, gerieten aber selber ins Wanken, bis ihnen im letzten Augenblick ein beherzter Führer erstand.

Oberstleutnant Friedrich von Wattenwyl war tags zuvor trotz seines zutreffenden Einwandes von Oberst von Büren mit zwei Bataillonen des Regiments Wangen auf den Weissenstein gesandt worden, wo die Truppen im tiefen Schnee eine kalte Nacht verbrachten, die ihren Unwillen noch steigerte. Um drei Uhr morgens berief ihn ein Befehl Altermatts nach Solothurn. Wie er abritt, schriean ihm die Leute nach, er lasse sie im Stich. Bei seinem Abstieg vernahm er den Gefechtslärm unten im Tal. Er jagte im Galopp den Fliehenden entgegen und traf bei Bellach eine wilde Masse von Bernern und Solothurnern, die das aufmarschierende Bataillon Goumoëns umbrandete. Er hatte lange in Holland gedient und ungleich andern den Ton und den Umgang mit den heimischen Wehrmännern nicht verlernt. Er sprengte geistesgegenwärtig heran, führte das Bataillon mit Hilfe des Majors de Goumoëns und anderer beherzter Offiziere auf einen Erdwall vor und nötigte den Schwarm der Fliehenden, sich anzuschliessen und eine Linie zu bilden. Damit erfüllte Wattenwyl das Gebot des Augenblicks. Die Franzosen konnten nicht mit den Flüchtigen die Stadt Solothurn, die drei Kilometer ebenen Wegs entfernt war, überschwemmen. Sie machten Halt und eröffneten den Kampf.<sup>897</sup>

Das Gefecht liess sich für die Berner günstig an. Hauptmann Franz Niklaus König, der bekannte Maler, führte am Morgen seine drei Geschütze aus Solothurn über die Aarebrücke, zog die zwei Feldstücke des Bataillons Wattenwyl und vier aus dem Park von Herzogenbuchsee an sich, vereinigte sechs zu einer Batterie, die vom rechten Aareufer aus die Ebene zwischen Bellach und Solothurn bestrich und deckte mit dreien die fliegende Brücke bei Lüsslingen. Schon erscholl aus den Reihen der Berner der Ruf «Vorwärts», als die Kunde kam, Solothurn habe sich hinter ihrem Rücken ergeben. Die Revolutionslehren hatten in der lebensfrohen Stadt die übliche unterirdische Tätigkeit entfaltet und ihr den Halt genommen. Keine Massnahmen waren getroffen, die zerfallenen Festungswerke zu stärken, die Stadt zu schirmen. Wurde Solothurn im Sturm genommen, erlitt es die Greuel einer Plünde-

rung. Die entseelte Regierung sah nur das Nächste, die Selbsterhaltung, und sandte General Altermatt zu Schauenburg, die Übergabe anzubieten. Um 11 Uhr war der Vertrag geschlossen. Er unterwarf Solothurn dem Direktorium und erlaubte den Bernern den Abzug durch die Stadt. Das war das gelinde Ende vieler Pläne und herzstärkender Beteuerungen. Um 11 $\frac{1}{2}$  Uhr ritt Schauenburg in Solothurn ein, setzte die alte Regierung ab und ernannte eine neue.<sup>898</sup>

Schauenburg schloss die beiden Berner Bataillone auf dem Weissenstein vom Vertrag aus; sie sollten dem Kriegslos verfallen. Sie kamen sich auf der Höhe von den Offizieren verlassen und verkauft vor, und wie am Morgen französische Jäger den Berg heraufpirschten, lösten sie sich auf und gewannen auf Seitenpfaden ihr Quartier Wangen. Da das Vaterland verloren war, wollten sie die Heimat retten und zerstreuten sich unter Verratgeschrei in die oberoargauischen Dörfer, vom herzhaften Wahn belebt, mit der Waffe Haus und Hof schirmen zu können. Friedrich von Wattenwyl führte die beiden unteraargauischen Bataillone durch Solothurn über die Aarebrücke auf das rechte Ufer. Dort verschwanden sie ihm unter den Händen und verzogen sich in ihre Heimat. Als er am Abend des 2. März in Wangen eintraf, um den Befehl über sein Bataillon wieder zu übernehmen, fand er noch 40 Mann vor. Viele glaubten, er habe sie auf dem Weissenstein verraten. Betrunkene, die durch das Städtchen tobten, setzten ihm das Bajonett auf die Brust. Ein Befehl des Obersten von Büren berief ihn mitten in der Nacht nach Jegenstorf.

Oberst von Büren hatte versagt. Sein Auftreten, seine Befehle hatten nichts vermocht. Nachdem er Solothurn gegen Mittag verlassen hatte, gedachte er, die dritte Division in Wangen, Bätterkinden und Wengi nahe der Solothurner Grenze zu sammeln. Umsonst, er konnte keine Truppen mehr erfassen. Abends hielt er zu Jegenstorf die letzte traurige Umschau. Ein Füsilierbataillon vom Regiment Burgdorf, das ihm geblieben war, sandte er nach Bätterkinden vor. Um 9 Uhr in der Nacht erstattete er dem Kriegsrat Bericht. Er verschwieg, dass er die beiden Bataillone auf den Weissenstein gesandt habe. Dagegen hob er hervor, dass er den Luzernern und Unterwaldnern umsonst den Befehl zum Vorrücken gegeben habe. Die Schuld an dem unglücklichen Tag warf er auf den Befehl, der den Angriff widerrief und ihn in den Glauben versetzte, die Franzosen würden auch Waffenruhe halten. Gewiss wurde der Gegenbefehl seiner Division, wie andern Truppen, ver-

derblich. Aber er fand nicht die Überlegenheit, die voranleuchtete, sondern blieb in den Gewohnheiten des Kasernenhofes befangen, die ihm die Dienstjahre in Frankreich anezogen hatten. Ein herbes Urteil warf ihm vor, er habe auf Kleinigkeiten und Äusserlichkeiten mehr Zeit verwendet, als auf wichtige Anstalten und Pläne. Umsonst sandte er von Jegenstorf Meldereiter durch die Nacht. Seine Division war aus dem Feld verschwunden. Er sass um Mitternacht auf, kam morgens früh nach Bern und fand keine Verwendung mehr.<sup>899</sup>

Anders war Friedrich von Wattenwyl mit seiner Geistesgegenwart der Lage gewachsen. Er bildete bei Bellach die Linie, die Solothurn vor dem Sturm bewahrte. Aber auch er schied mit tiefer Bitterkeit vom Schlachtfeld. Er schrieb im Schlussbericht: «Bis zum 1. März bin ich mit meinem Bataillon von Wangen so zufrieden wie nur möglich gewesen; die ganze Truppe hat mir ein völliges Vertrauen bewiesen.» Doch die Verführung und das Nachtlager auf dem Weissenstein änderten binnen kurzem den Willen des Bataillons, wie es überhaupt zum Geist dieser Tage gehörte, dass die Truppen sich ihren Anwandlungen überlassen durften, die oft in grellem Wechsel schwankten. So unsinnig die Anklagen wegen Verrat waren, so durfte nach all den Befehlen und Gegenbefehlen nicht verwundern, dass die Mannschaft das Zutrauen zur Führung verlor. Wattenwyl schildert anschaulich, wie ihn die trunkenen Soldaten umringten und mit Verratgeschrei das Bajonett gegen ihn zogen. Er begab sich zu Erlach, wo ihn ein Befehl des Kriegsrats erreichte, den Oberbefehl an der Freiburger Grenze zu übernehmen.<sup>900</sup>

Von der dritten Division erreichte die Artillerie unter Hauptmann König geschlossen Bern. Hauptmann Stürler führte die Überreste des unverwüstlichen Bataillons Oberland, das bei Lengnau die Hälfte seines Bestandes eingebüsst hatte, nach Bern zurück. Am Abend des 2. März war der rechte Flügel der bernischen Verteidigungslinie zertrümmert.<sup>901</sup>

Es vervollständigte den Sieg Schauenburgs, dass am Abend des 2. März auch die Abteilung eintraf, die am Tag zuvor Dorneck angegriffen hatte und von Norden her den Jura durchquerend die Solothurner aus ihren Paßstellungen vertrieb. Schauenburg liess am Nachmittag eine Vorhut über die Aarebrücke vorrücken und bei Lohn Stellung nehmen. Eine Abteilung rückte auf dem linken Aareufer abwärts und besetzte am 3. März Olten. In seinem Siegesbericht an General Brune meldete Schauenburg, im Gefecht bei Lengnau

seien 200 Gefangene und 8 Geschütze in seiner Hand geblieben. Vom 3. bis 5. März empfing er von Brune keine Nachricht mehr und handelte nach eigenem Ermessen.<sup>902</sup>

Oberstquartiermeister von Graffenried hatte sein Hauptquartier in Büren. Als der Kanonendonner um 4 Uhr früh erscholl, liess er antreten und gab mit zwölf Kanonenschüssen den entfernten Einheiten das Lärmzeichen. Aber er marschierte nicht auf den Kampfplatz zu, trotzdem Lengnau nur fünf Kilometer von Büren entfernt ist. Im festen Glauben, es herrsche Waffenruhe, sandte er seinen Adjutanten Wyss zu Schauenburg, um das Missverständnis aufzuklären. Wyss wurde mit verbundenen Augen zum General geführt und erinnerte ihn daran, dass während der Verhandlungen in Payerne Waffenruhe herrsche. Schauenburg antwortete heiter, gestern habe Oberst Gross ihm geschrieben, um 10 Uhr abends ende der Waffenstillstand; da habe er den Ball heute um 4 Uhr früh eröffnet, und wies auf den Brief, den er in der Tasche trug. Es waren die Zeilen, die Gross geschrieben hatte, kurz bevor von Bern der Befehl kam, der den Angriff untersagte. Wie Wyss überrascht bemerkte, der Krieg habe also begonnen, entgegnete der General: «Das können Sie wahrhaftig genug sehen.» In Wirklichkeit diente ihm das Schreiben des Obersten von Gross nur als Vorwand; er hatte den Angriff schon am 1. März morgens früh bei Dorneck und Gänsbrunnen begonnen.

Das ehemalige Fürstbistum Basel reichte mit einem Vorsprung bis zum Dorf Reiben, das von Büren durch die Aare getrennt und mit einer Brücke verbunden war. Die Franzosen hatten das Dorf stark belegt; aber Schauenburg wollte die Berner an der Aare und der Zihl zunächst nur hinhalten. Graffenried rüstete den Widerstand. Er zog die Truppen der Umgebung zusammen, liess die Hilfsvölker von Uri, Schwyz und Glarus nach Oberwil, Schnottwil und Diessbach in die Nähe rücken, versah die hölzerne Brücke von Reiben mit Brennstoff, liess das Geschütz hinter Verhauen auffahren und sandte nach Aarberg zu Erlach um Befehle. Da dieser noch nicht von Bern zurückgekehrt war, blieb er auf sich selber angewiesen. Am Vormittag eröffneten die Franzosen die Feindseligkeiten mit Gewehrfeuer, das sie aus den Strohdächern und Fensteröffnungen unterhielten. Sie verbissen sich hartnäckiger in den Kampf, als ihre erste Absicht gewesen war und zogen Verstärkungen und Geschütz heran, das aber vom höher stehenden bernischen niedergekämpft wurde. Wie die Häuser von Reiben in Flammen aufgingen, verloren die Franzosen die Deckung; das

bernische Geschützfeuer und die Jäger räumten unter ihnen auf, so dass ihre Gefallenen haufenweise herumlagen.

Um Mittag erhielt Graffenried die Nachricht, dass Solothurn gefallen sei. Da er befürchtete, dass die Franzosen die Aare überschreiten und ihm in die rechte Flanke fallen würden, zog er seine Truppen aus dem Städtchen in das höher gelegene Oberbüren zurück und beließ in Büren den Adjutanten Wyss mit zwei Kompanien. Wie die Franzosen den Rückzug bemerkten, sprengte ein Reiterregiment heran, die Brücke zu berennen. Dieweilen es vom Kreuzfeuer aufgehalten wurde, liess Wyss die Brücke in Flammen aufgehen. Dabei verbrannten auch fünf Häuser von Büren. In der Helvetik belangte das Städtchen Graffenried mit einer Schadenersatzklage, worauf er mit der Flugschrift «Bericht über die Defension von Büren und über die Abbrennung der dortigen Brücke» antwortete. Graffenrieds Verluste betragen in Büren dank der geschützten Stellung nur zwei Tote und dreizehn Verwundete. Am späten Abend erhielt er vom Kriegsrat den Befehl, auf Bern zu marschieren, das von Norden und Westen bedroht werde. Wieder zeigte sich das Unheil der doppelten Heeresleitung. Erlach hatte Graffenrieds Bataillone dazu bestimmt, die Stellung Schüpfen—Grossaffoltern zu halten. Ob sein Befehl Graffenried erreichte, bleibt unerfindlich. Unverdient ist der Vorwurf, den ihm Erlachs Adjutant Effinger in seinen Erinnerungen macht, er hätte sich mit seinen Truppen eigenmächtig nach Bern zurückgezogen.<sup>903</sup>

Graffenried führte seine Truppen auf einem mühsamen Nachtmarsch nach Bern. Unterwegs nahm er eine Seitenabteilung auf. In Gottstatt, fünf Kilometer westlich von Büren, lag eine Truppe von drei Bataillonen und einer Scharfschützenkompanie. Der Widderruf des Angriffs vom 1. März abends hatte sie in Verdacht und Zweifel gestürzt. Wie am frühen Morgen das Geschütz von Lengnau donnerte und das von Büren am Vormittag einfiel, steigerte sich ihre Aufregung zum Wahn, man habe sie vergessen und preisgegeben, trotzdem sie von den Franzosen unbehelligt blieben. Graffenried beließ sie dort zur Deckung des wichtigen Zihlüberganges. Ihre Enttäuschung machte sich in Ausschreitungen, in der Plünderung des Landvogteischlosses zu Gottstatt Luft. Oberst Tiller beschloss den Rückzug aus der zwecklosen Stellung. Er führte seine Bataillone über die Brücken der Zihl und der Aare zurück und vereinigte sich mit Graffenried. Der Zwischenfall von Gottstatt bestätigte, dass Schauenburg die Berner in Stellungen überraschte, die für den Angriff gewählt waren und für die Verteidi-

gung sich wenig eigneten. Dazu kam, dass die Berner den Spähdienst vernachlässigt hatten; sie wussten nicht, dass Schauenburg seine Hauptmacht um Pieterlen bereit hielt. Andererseits schätzte Schauenburg die bernische Kampfkraft höher ein, als sie war.

Der Rückmarsch der zweiten Division ging in der Nacht auf schlechten Wegen geordnet vor sich, trotzdem fliehende Landleute mit Vieh und Habe oft den Durchgang streitig machten. Gerade dieser Anblick verführte manchen Soldaten zu der begreiflichen, aber kurzsichtigen Meinung, selber Haus und Hof zu retten, so dass die Reihen sich lichteten. Da die Tiefenaubrücke noch nicht bestand, nahm Graffenried den Weg über den Schüpberg und die Neubrücke und führte morgens 3 Uhr seine geschmolzenen Einheiten auf das Brückfeld bei Bern. Es waren noch vier Bataillone, eine Scharfschützenkompanie und die Hilfstruppen von Uri und Glarus. Die Tore der Stadt blieben verschlossen, da sie mit Landsturm gefüllt war. Quartiermeister Major Mutach verteilte die Einheiten zur Verpflegung in die Dörfer östlich und westlich der Stadt. Damit verlor Graffenried den Befehl über die Division. Um nicht der Not des Vaterlandes untätig zuzuschauen, bat er den Kriegsrat um Verwendung, trotzdem er von drei schlaflosen Nächten erschöpft war, und wurde nach Neuenegg gesandt. An der Sense fand er die Gelegenheit, die ihm an der Aare versagt war.<sup>904</sup>

Der Platz Nidau war stark belegt, da von dort aus die französische Stellung bei Biel durchbrochen werden sollte. Nach den widersprechenden Meldungen mochten es zwei Auszögerbataillone der Regimenter Zollikofen und Thun, eine Scharfschützenkompanie und zwölf Geschütze sein. Dort befehligte Oberst von Gross, kühn im Entwerfen von Plänen, schüchtern in der Ausführung. Wie er am Abend des 1. März den Widerruf des Angriffs erhielt, verfiel er wie andere Oberoffiziere dem Irrtum, die Waffenruhe daure an. Auf dem Nordufer des Bielersees lagen Truppen vom Regiment Thun unter Major May mit einer Jägerkompanie und zwei Geschützen. Sie deckten das Gestade von Ligerz bis Vingelz und die Höhen darüber vom Twannberg bis zum Nidauwald, genannt Ruhsel.

Um 7 Uhr des 2. März eröffneten die Franzosen den Kampf. May teilte seine Truppen. Zwei Kompanien eilten auf dem rechten Flügel bis Ilfingen, eine bot den Franzosen gegen Neuenstadt die Stirn; May schützte mit zwei andern und dem Landsturm der Umgegend den Höhenweg über dem Seeufer. Wie der Gefechtslärm erscholl, sammelte Generaladjutant Fraissinet, der in Biel befeh-

ligte, was er an Fussvolk und Reiterei zur Hand hatte, und griff Vingelz an. Wohl hielt ihn das kräftige bernische Gewehrfeuer auf. Aber die Berner spürten die feindliche Überlegenheit und ermatteten. Noch setzte am Mittag eine bernische Jägerkompanie von Nidau her über den See und warf den Feind von Vingelz auf Biel zurück. Aber die beiden bei Ilfingen angesetzten Kompanien mussten weichen und stiegen nach Twann ab, wo sich die bernischen Streitkräfte sammelten. Major May schloss am Abend mit dem Gegner ein Abkommen, wonach der Kampf abgebrochen wurde, die Berner das Nordufer und die Petersinsel räumten und sich nach dem Südufer einschifften. Sie hatten den Kampf gegen die Überzahl mit Ehren bestanden.<sup>905</sup>

In Nidau war Oberst von Gross mit selbständigem Befehl ausgestattet. Der Kanonendonner von Lengnau, das Gewehrfeuer, das von Vingelz herüber erscholl, warfen ihn in eine Unruhe, in der er keinen Trost fand. Stürmisch verlangten die Bataillone in Nidau den Vormarsch, um den Kameraden zu helfen. Doch Gross barg sich hinter dem Befehl, der das Vorgehen verbot, und war nicht zu erkennen fähig, dass es nicht um den Angriff, sondern um die Verteidigung ging, nachdem die Franzosen den Kampf eröffnet hatten. Er wisse nicht, ob Krieg oder Frieden bestehe, trotzdem der Gefechtslärm einen deutlichen Bescheid gab, und er fand nicht den Mut zu einem Entschluss, der den Umständen entsprach. So erschöpfte er die letzte Kraft, die Truppen vom Kampf abzuhalten, und machte ihnen Angst, sie könnten in der Ebene gegen Biel zusammengehauen werden. Den ganzen Tag sei er auf den Beinen, um die Soldaten am Schiessen zu verhindern, meldete er dem Kriegsrat, um seinen Pflichteifer zu betonen. Als gleichwohl die Scharfschützenkompanie sich in die Schiffe warf und den Kameraden in Vingelz Hilfe brachte, tröstete er sich, es seien keine Boote mehr vorhanden.

Eine grosse Gelegenheit war Gross gegeben wie kaum einem Führer in diesem Feldzug. Wenn er mit gesammelter Kraft gegen das schwach belegte Biel vorging, konnte er die französische Linie zerreißen, ja Schauenburgs Grundstellung aus den Fugen heben. Das war der Jammer dieser Märztage: An der einen Stelle wollte der Führer die Mannschaft zum Kampf fortreißen, und sie verweigerte ihn; an der andern rief die Mannschaft nach dem Kampf, und der Führer gestattete ihm nicht. Um seine Person besorgt, schickte Gross einen Eilboten nach dem andern zum General nach Aarberg, um von seinem Posten enthoben zu werden. Er gab offen

zu, dass er den Soldaten unbekannt sei, ihre Sprache nicht kenne und ihr Vertrauen nicht habe. Er musste warten. Erlach befand sich nicht in Aarberg, und in seiner Abwesenheit erteilte Generaladjutant Effinger auf die einlaufenden Meldungen hinhaltenden Bescheid.<sup>906</sup>

Erlach hatte es bisher ertragen, dass ihn der übergeschäftigte Kriegsrat mit Zwischenverfügungen und Gegenbefehlen lähmte. Wie ihn aber am Abend des 1. März in Aarberg das Angriffsverbot erreichte, quoll ihm die lang verhaltene Bitterkeit über. In der Meinung, auch der Gegner werde Ruhe halten, fuhr er in der Nacht nach Bern, um bei den Obern Einspruch zu erheben und die verlorene Freiheit des Handelns wiederzuerlangen. Wie sein Wort nicht fruchtete, begehrte er seine Entlassung, da alle seine Anordnungen durchkreuzt worden seien, liess sich aber bewegen, sie zurückzuziehen. Als am Morgen ein Eilbote meldete, die Franzosen hätten losgeschlagen, warf er sich in den Wagen und langte 12 $\frac{1}{2}$  Uhr in Aarberg an. Von Nidau, Büren und andern Orten erwarteten ihn die Nachrichten vom unerwarteten Angriff des Feindes. Vom Jura her erscholl Kanonendonner. Man hat erwogen, ob Erlach mit seiner Abwesenheit etwas versäumt habe. Es bestand die Möglichkeit, dass er den Bernern vor Solothurn hätte Hilfe senden können, vorausgesetzt, dass die Truppen dazu willig waren. Näher liegt die Vermutung, wenn er am Morgen nach Nidau vorgeritten wäre, hätte er den Bann gebrochen, mit dem die Furchtsamkeit des Obersten von Gross die Kampfbegier der Truppen belegte, und an wirksamer Stelle eingreifen können. Ein Gewirr von unglücklichen Zufällen legte sich um Erlach, das schon die Mitwelt als Verhängnis empfand.<sup>907</sup>

Als Erlach in Aarberg aus dem Wagen stieg, empfing ihn die Nachricht, dass aus Nidau ängstliche Briefe von Gross kämen. Er ersuchte den Oberst Römer, mit drei Kompanien die Höhe von Bellmund zu halten, und ritt unverzüglich nach Nidau. Wie er am Nachmittag dort eintraf, war die günstige Gelegenheit zum Vorstoss verpasst. Er fand eine starke Gärung «wegen einem Missverständnis und allzugrossem Eifer unter den Truppen», wie er, die Unzulänglichkeit des Obersten von Gross schonend, berichtet. Dieser empfing ihn als Erlöser, weil die getäuschten Wehrmänner ihn Verräter schalten und mit Totschlag bedrohten. Von seinem Posten erlöst, brachte er sich nach Bern in Sicherheit, zitterte aber auch hier für sein Leben, weil die Franzosen ihn mit einem besondern Hass bedächten.<sup>908</sup>

Erlach übertrug den Befehl dem Obersten Manuel und eilte nach Aarberg zurück. Oberst Römer, der diese Stunden genau schildert, fand ihn voller Schweiss und so abgemattet, dass er kaum stehen konnte. Es war 5 Uhr abends. Eben traf die Nachricht vom Fall Solothurns ein. Erlach erwartete das gleiche für Freiburg und traf rasch entschlossen seine Verfügungen. Wie er es schon früher erwogen, nahm er die Nordfront von Erlach bis Büren auf die Linie Frienisberg—Grossaffoltern—Fraubrunnen zurück, mit dem vorgeschobenen Posten Aarberg. Erlach ersuchte Römer, die Stellung auf dem Frienisberg zur Deckung der linken Flanke zu wahren; dann ging er nach Münchenbuchsee ab. Römer war von der Zweckmässigkeit der Anordnungen und den liebenswürdigen Sitten, die der General auch jetzt bewahrte, ganz eingenommen. Der Kriegsrat, unter dem Eindruck Bern sei unmittelbar bedroht, sandte abends 6 Uhr Erlach, Graffenried und Büren den Befehl, zur Deckung der Hauptstadt herzumarschieren.<sup>909</sup>

Gemäss dem Befehl Erlachs wurde das Gelände am Bielersee geräumt. Major May führte sein Bataillon Aarburg von Lattrigen und Bellmund in einem Nachtmarsch nach Urtenen. Der Rückzug der Bataillone Manuel vom Regiment Thun und Wattenwyl vom Regiment Zollikofen artete in wüste Auftritte aus. Die Mannschaft, durch das Versagen des Obersten von Gross aufgebracht und durch das Dunkel der Nacht ermutigt, überschüttete die Offiziere mit Verratgeschrei. Oberst Manuel brachte sein Bataillon ziemlich vollständig nach Schüpfen, wo er am Morgen des 3. März eintraf, während Oberstleutnant Karl von Wattenwyl von Loins das Bataillon Zollikofen mit stark gelichteten Beständen nach Münchenbuchsee zurückführte.<sup>910</sup>

Schwer entgalt es die bernische Nordfront, dass sie das Gesetz des Handelns aus der Hand geben musste. Schauenburg griff am 2. März dort an, wo sie schwach war, und mied die Stellen, wo sie stark belegt war.

##### 5. Die Westfront. Freiburg. Murten

Kaum war der Umsturz in der Waadt am 24. Januar gelungen, fielen bewaffnete Banden über die freiburgische Grenze ein und verkündeten, dass die ehemalige savoyische Waadt wiedererstehen und die welschfreiburgischen Gebiete zu ihrem Mutterland zurück-

kehren sollten, obschon manche nicht Savoyen, sondern dem Bischof von Lausanne und den Grafen von Greyerz gehört hatten. Ein lauter und misstönender Widerhall antwortete. An den einen Orten kam den Waadtländern die Mehrheit, an andern die Furcht vor Ausschreitungen entgegen. Freiheitsbäume erhoben sich; die Beamten der Obrigkeit wurden vertrieben. Der neue Geist quoll über und warf seine Brandung bis an die Tore von Freiburg. Bulle, Greyerz, Romont fielen ihm zu. Die Regierung wusste zwar, dass die Unzufriedenheit von den französischen Waffen ihr Glück ersehnte; aber sie war doch überrascht, dass sich ganze Landschaften berauscht oder erschreckt dem Aufstand unterwarfen.

Am 27. Januar beschloss der Grosse Rat von Freiburg, Ausgeschossene der Stadt und der Landschaft beizuziehen, doch wurde das Entgegenkommen missbraucht. Die vier Quartiere der Stadt wählten je acht Abgeordnete, die das permanente Zentralkomitee bildeten und eine Art Nebenregierung versuchten, um mit Ménard und Mengaud zu verhandeln. Noch hatte die Obrigkeit die Kraft, diese Anmassung zu unterdrücken und in einem Aufruf zu bezeugen, dass sie den beschworenen Bundespflichten treu bleiben wolle. Ende des Monats berief sie die Wehrpflichtigen der deutschen Landschaft ein, die willig herbeieilten. Auch ihr blieb der Widerstreit zwischen der neuen Freiheit und dem alten Vaterland nicht erspart. Sie versuchte, Entgegenkommen und Festigkeit zu verbinden. Einerseits sandte sie ihren Hilferuf an den Vorort; anderseits beschloss sie am 1. Februar, eine Verfassung gemäss Freiheit und Gleichheit zu schaffen und dazu Vertreter des Volkes einzuberufen.<sup>911</sup>

Doch dieser Schritt genügte den Unzufriedenen nicht, weil sie ihre Zukunft im Landesfeind erkannten. Jene flüchtige Nebenregierung sandte am 28. Januar eine Abordnung an General Ménard, darunter François Duc, die treibende Kraft der Bewegung. Sie wurde in der Landesversammlung zu Lausanne mit Händeklatschen und Umarmung empfangen und erhielt mit grossem Wort die Hilfe für ihre Freiheitsversuche zugesagt. So nahm die Freiburger Bewegung den üblichen Gang. Die welschen Ämter fielen ab und weigerten der Regierung ihre Abgaben. Ménard bezog das Aufstandsgebiet in seine Tätigkeit ein und hätte am liebsten Freiburg mit einem Handstreich eingenommen; die Aufstandsausschüsse betrachteten solches Zugreifen als selbstverständlich. Dagegen verurteilten sie es, dass die Regierung eidgenössische Hilfe anrief und bernische Truppen aufnahm.<sup>912</sup>

Die Regierung hatte sich als vorläufig erklärt. Ihres Bestandes nicht mehr sicher, nahm sie wie Bern die Verhandlungen mit Brune auf und sandte am 11. Februar Louis d'Affry mit zwei andern Mitgliedern zu Brune. Doch Duc liess ihnen durch einen Geheimboten einen Brief vorangehen, worin er Brune vor den drei Oligarchen warnte; sie seien beauftragt, das Werk der Patrioten, die sich mit Mengaud in Verbindung gesetzt hätten, zu hintertreiben. So kam der künftige Landammann der Schweiz bei Brune nicht an. Der Ausgeschossene Ringier berichtet, er habe nur sehr kurz Gehör erhalten.<sup>913</sup>

Wie es scheint, wollten die Franzosen den Umstand ausnützen, dass die Formen und Grenzen in der Westschweiz noch weich waren. Auf Anregung von Brune oder Brigadegeneral Rampon versammelten sich am 13. Februar in Payerne Abgeordnete der von Freiburg abgefallenen welschen Gebiete und der waadtländischen Ämter Payerne und Avenches und beschlossen, mit dem übrigen Freiburg ein Departement zu bilden. Fünf Abgeordnete trugen den schriftlichen Antrag, der von Rampon mit der Genehmigung versehen wurde, nach Freiburg. Verschiedene Absichten der Franzosen schienen durch. Da die angekündigte Einheitsverfassung die alten Orte auflösen und durch künstliche Verwaltungsbezirke ersetzen wollte, sollte an der Broye mit der Vereinigung von Gebieten, die sich bisher nach Verwaltung und Glauben fremd geblieben waren, ein Muster geschaffen werden. Und dann hofften die französischen Generale auch auf eine Verfeindung zwischen Freiburg und Bern, wenn Payerne und Avenches an den ersten Ort fielen.

Die freiburgische Regierung erteilte eine Zusage, die nicht von Herzen kam, weil sie doch Gewissensbisse fühlte, die junge Waadt und das alte Bern zu verletzen, und lud die Gesuchsteller ein, Gesandte herzuschicken. Zugleich ordnete sie zwei Ratsherren nach Bern ab, um den alten Verbündeten wegen Payerne und Avenches zu besänftigen. «Ferne aber war dabei der Gedanke, sothane Orte durch irgend eine Anlockung von ihrer rechtmässigen Obrigkeit ab- und an uns ziehen zu wollen.» Der Geheime Rat von Bern antwortete mit einer Bitterkeit, die verriet, dass Bern jene beiden Bezirke noch nicht endgültig aufgegeben hatte. Er erinnerte daran, dass Freiburg in einem Augenblick, da es von bernischen Truppen geschützt werde, einem Plan zustimme, der unter den Orten Uneinigkeit stiften wolle, um dem französischen Heer den Weg zu ebnen. Da Freiburg nun gegen den Vorschlag der Ver-

sammlung von Payerne erkaltete, verkündete diese am 20. Februar die Departemente Broye und Saane als Kanton Freiburg. Es blieb ein Luftstreich. Der Zwischenfall verflüchtigte sich ohne Folgen, da Brune die Teilnahme dafür verloren hatte. Er gehörte zu den Einfällen des Generals, der sich auch als Staatenschöpfer fühlte.<sup>914</sup>

Jene beiden Ratsherren baten die eidgenössischen Repräsentanten in Bern unter dem Hinweis auf die äusserst missliche Lage ihres Standes um eine Abordnung. Sie erhielten eine Zusage. Wyss von Zürich und Müller von Uri gingen nach Freiburg ab. Sie konnten nur Kenntnis nehmen, nicht helfen, und erstatteten nach der Rückkehr einen aussichtslosen Bericht. Die deutsche Landschaft und die Stadt seien mit wenig Ausnahmen zuverlässig; aber Freiburg sei arm, da der Staat den Grossteil seiner Einkünfte und die Patrizier ihre Güter in den welschen Bezirken verloren hätten. Dabei überschätzten sie die Treue der Stadt, die schon unterwühlt war.<sup>915</sup>

Duc, das Haupt der Verschwörung, zitterte vor revolutionärer Spannung. Die Allmacht des Schlagwortes machte ihm den Verrat zur Pflicht. Am 18. Februar machte er sich heimlich zu Brune auf, schilderte ihm den Zustand von Freiburg und verlangte eine offene Erklärung, die Sicherheit der Person und des Eigentums verhiess, aber die Herrschenden mit ihren Familien und ihrem Besitz für alle Angriffe auf die Freunde Frankreichs haftbar machte. Sie sollte den Verschwörern Mut und den Altgesinnten Furcht einflössen. Brune sandte Duc mit guten Worten zu weitem Spähdiensten nach Freiburg. Schon am 21. Februar entwickelte ihm Duc einen schriftlichen Plan zum Überfall auf Freiburg. Brune solle in der Morgenfrühe mit 5000 bis 6000 Franzosen, nicht Waadtländern, die vor dem Widerstand ausreissen würden, vor den Toren erscheinen, aber zuvor den Gesinnungsgenossen den Tag anzeigen, damit sie sich in Sicherheit bringen könnten; die Regierung erwarte noch keinen Angriff. Darin irrte sich Duc. Die Regierung schwebte in grosser Sorge, zumal die Waadtländer ihre Vorposten bis Montagny, zehn Kilometer vor der Stadt, vorgeschoben hatten. Am 27. Februar ging ein dringendes Hilfsgesuch nach Bern ab.<sup>916</sup>

Brune beschloss, Freiburg anzugehen, dieweilen er mit den bernischen Abgeordneten verhandelte. Sein Heer zählte 15 358 Mann und wurde durch 6340 Waadtländer, Unterwalliser und

Welschfreiburger auf 21 698 Mann verstärkt. Unter ihm befehligten die Brigadegenerale Pigeon und Rampon.<sup>917</sup> Seine Stellung setzte bei Aigle an, umfasste das welsche Freiburg bis nahe der Hauptstadt und lief über Avenches bis zum obern Wistenlach. Die Division Brune hat im Heer Bonapartes als Mustertruppe gegolten und stand an Schlagkraft, Kriegserfahrung und Raublust dem Nordheer nicht nach. Sie war mit leichter Artillerie und Reiterei den Bernern überlegen, die einer solchen Ausstattung entbehrten. Der linke Flügel des bernischen Heeres, die erste Division, erstreckte sich von den Ormonts in zurückfliehender Linie über die Stadt Freiburg nach Murten und dem Wistenlach. Sie zählte 7500 Mann, wozu noch 2500 schlechtbewaffnete Deutschfreiburger und Schwarzenburger kamen. Oberst Ludwig von Wattenwyl von Loins befehligte sie.

Brune hielt die Kriegserklärung zurück, die er in Paris empfangen hatte, und in die er nur einen Anlass zum Angriff einzusetzen brauchte. Dafür erliess er am 1. März einen freiheitatmenenden Aufruf an das Berner Volk. Freiburg war der vorgeschobene Punkt, den Brune berennen wollte. General Pigeon sollte sich in der Nacht zum 2. März von Romont und Bulle in Bewegung setzen, um 3 Uhr früh vor der Stadt stehen und im Namen der Grossen Nation die Behörden auffordern, die Tore zu öffnen und den schweizerischen Einheitsstaat anzuerkennen. General Rampon in Avenches sollte Pigeons Angriff auf Freiburg gegen die Berner in Murten decken. Bei ihm stand das waadtländische Aufgebot von 4000 Mann, das noch das alte bernische Waffenkleid trug.<sup>918</sup>

In Freiburg lag seit dem 1. Februar ein Auszügerbataillon vom Regiment Sternenbergr unter Oberst Karl Ludwig Stettler. Er gehörte dem Kern des bernischen Patriziates an. Er diente jung in Frankreich, trat in den Grossen Rat, versah die Landvogtei Bipp, befehligte das Regiment Sternenbergr und verfasste geschichtliche und volkskundliche Arbeiten, so eine Beschreibung des Amtes Bipp. Sein Ansehen berief ihn zu mehrfacher Verwendung. In Freiburg versah er einen Posten, der ihn dazu verurteilte, die Gefahr wachsen zu sehen, ohne ihr begegnen zu können. Die Untätigkeit, die dem Bataillon wochenlang auferlegt wurde, verdarb die Mannszucht. Die Soldaten murrten über die zwecklose Abwesenheit von zu Hause; sie wurden von der Bevölkerung bald angefeindet, bald für die Umwälzung bearbeitet. Bei Stettler diente sein gleichnamiger Sohn als Adjutant; er hat diese Tage lebhaft in seinen Erinnerungen dargestellt. Die ungewisse Bürgerschaft,

der zerrüttete Rat, die Umtriebe der Franzosenfreunde verhiessen Stettler nur Kränkung und Misserfolg.<sup>919</sup>

Stettler sollte beim geplanten Angriff am 2. März den linken Flügel führen und zur Verstärkung zwei Füsilierbataillone und eine Dragonerkompanie erhalten. Wie ihr Anmarsch sich verzögerte, beklagte er sich bitter, weil er die Schwierigkeit nicht kannte, ein Füsilierbataillon aufzustellen. Am Abend des 1. März ritt die Dragonerkompanie Tillmann ein, und um 4 Uhr früh des 2. rückte das Füsilierbataillon Konolfingen an. Die Meldung, dass der bernische Angriff eingestellt sei, erweckte bei den bernischen und freiburgischen Offizieren grosse Freude, weil sie wähten, die Verhandlungen hätten die Kriegsgefahr abgewendet. Sie wurden in der Nacht jäh aus ihren Friedensträumen aufgeschreckt.

Pigeon stand um 1 Uhr vor der Stadt. Die Vorposten wurden geworfen, Kanonendonner weckte die Stadt. Trompetenstösse riefen d'Affry, der den Befehl führte, vor das Tor, wo ihm ein Adjutant die Aufforderung zur Übergabe überreichte, die in einer Stunde zu beantworten sei. Pigeon wollte den Sturm vermeiden, um als menschenfreundlicher Befreier zu erscheinen. Eilends trat der Rat zusammen. Stettler stellte sein Bataillon hinter den obern Toren auf. Die Sturmglocken heulten durch die Nacht. In Scharen eilte das deutschfreiburgische Landvolk herbei und rief zum Kampf. Stettler wurde in den Rat geholt, der erwog, ob Freiburg zu verteidigen sei, und er sprach gegen die Übergabe. Noch zauderte der Rat, seine Abdankung auszusprechen. Da sah sich Stettler vor und erklärte, er werde sich auf jede Weise einen Ausweg aus der Stadt bahnen und an einem Abkommen nicht teilnehmen.

Es gab den Ausschlag, dass die Einwohner Plünderung und Brand von den eindringenden Franzosen befürchteten. Der Rat unterwarf sich einem Vertrag, der die Stadt dem Feind auslieferte, aber den Bernern freien Abzug gestattete. Stettler führte sein Bataillon mit fliegender Fahne, klingendem Spiel und brennenden Lunten hinunter über die Brücke und den jenseitigen Hang hinauf, wo er Stellung nahm und das eben angelangte Füsilierbataillon unter Major May an sich zog. Ihm folgten Scharen von Guggisbergern, die in der Stadt lagen, und Freiburger Bauern, die das Geschütz aus dem Zeughaus retteten und den Stalden hinaufzogen, ebenso einige unentwegte Patrizier. Die Franzosen liessen dem Rückzug Zeit und besetzten die Stadt kampflös. Am Abend des 2. März langte Brune an. Er beschlagnahmte das öffentliche Gut und das Zeughaus und setzte eine neue Regierung ein.

Oben auf dem Stalden hielt Stettler mit seiner anschwellenden Truppe. Die Freiburger verlangten ungestüm den Kampf. Stettler erwog. Wohl schützte ihn das tiefeingeschnittene Flussbett der Saane vor einer Überraschung; wohl konnte er vom Stalden die feindlichen Stellungen unter Feuer nehmen. Aber er traute den Truppen nicht mehr. Sein Seeländer Bataillon wollte sich nicht vor Freiburg schlagen, sondern sehnte sich nach der engern Heimat, um sie gegen die Franzosen zu verteidigen. Der Verdacht des Verrates vertiefte sich gegen ihn, weil man vor kurzem einen Brief Brunes in seiner Hand gesehen hatte. Er befahl den Rückmarsch. Vom Himmel lachte die Sonne; die Sturmglocken heulten. Auf den Seitenwegen eilten die Landleute, Männer und Frauen kampfbegierig herbei und brachten die Gespanne, die Kanonen und die Wagen mit, während die Dragonerkompanie Tillmann bereits entwischt war. Nicht eine Heeresabteilung befand sich auf dem Marsch, sondern ein Schwarm, der sich ausbreitete. Der Sohn Stettler erzählt in seinen Erinnerungen: «In dem Dorf Schmitten hielt ich an und erwartete das Heer. Dieses kam denn auch endlich herangezogen, allein in schrecklicher Unordnung und Verwirrung. Sternenberger, Konolfinger, Freyburger, Städter und Bauern, Männer und Weiber, Kanonen, Kutschen, Fuhrwerke aller Art, in dichtem, unordentlichem Gedränge. Die Offiziere suchten ihre Soldaten, diese ihre Offiziere; auf allen Gesichtern Mismuth, Trauer, Zorn, Hunger und Durst.»<sup>920</sup>

Der Marsch ging auf Neuenegg. Vor dem Dorf fuhr der Schrecken durch die Scharen: der Schrei ertönte, der Feind komme. Alles eilte, sich über die Sensebrücke auf das bernische Ufer in Sicherheit zu bringen. Ein leeres Gerücht schreckte die Gemüter auf. Der Feind störte den Rückzug nicht; Brune vermied sorgfältig einen Zusammenstoß mit den Bernern. In Neuenegg hoben sich die Gemüter. Das Füsilierbataillon Emmental und frisches Geschütz nahmen hier den Rückzug auf. Die Haufen entwirrten sich. Die Berner und die 2000 Freiburger lagerten sich auf dem Hang ob Neuenegg um die Feuer, «von der trefflichsten milden Frühlingswitterung begünstigt». Die Sturmglocken hallten durch die Nacht. «Weiber und Mädchen mit Gabeln und Hallparten und dergleichen und Greise mit verrosteten alten Büchsen kamen herbei.» Stettler hoffte, hier den Franzosen den Eintritt in das Bernerland zu verwehren.<sup>921</sup>

Oberst Ludwig von Wattenwyl von Loins, der in Murten die erste Division befehligte, glaubte am Abend des 1. März,

als der Angriff eingestellt wurde, wie die andern Führer an die Waffenruhe. Wie am andern Tag der Kanonendonner von Lengnau herüber erscholl und der Fall von Freiburg gemeldet wurde, hielt er Kriegsrat und stellte den Offizieren die gefährdete Lage der Division vor, die nun in der linken Flanke umgangen werden konnte. Die ältern Offiziere sprachen für den Rückzug; die jüngern, wie Rovéréa und Major von Wattenwyl von Montbenay, drängten auf einen Vorstoss nach Avenches. Noch schwankte Oberst von Wattenwyl, als ein Eilbote des Kriegsrates den Befehl überbrachte, die erste Division solle sich auf die Linie Gümmenen, Marfeldingen, Laupen und Neuenegg, die Legion Rovéréa nach Aarberg zurückziehen. Die Lösung vom Feind erfolgte leicht, da die Franzosen nicht nachdrängten, obschon sie durch die Patrioten in Murten von den Vorgängen genau unterrichtet wurden. Der Rückzug durch die mondklare Nacht ging gedrückten Herzens, aber in guter Ordnung vor sich, dank den trefflichen Anordnungen des Generaladjutanten Sigmund Kneubühler, der das zahlreiche Geschütz und das Gepäck zwischen die Einheiten des Fussvolkes einschaltete. Wie die Division morgens um 3 Uhr des 3. März in Gümmenen eintraf, setzte er die Abteilungen nach Marfeldingen, Laupen und Neuenegg so geschickt in Marsch, dass keine Stockungen entstanden. Dann ging er zum General von Erlach ab, dem er eigentlich zugeteilt war. Oberst von Wattenwyl erteilte ihm in seinem Schlussbericht hohes Lob.<sup>922</sup>

Murten blieb in Bestürzung zurück. Engelhard schrieb in seinen Erinnerungen: «Schwer wäre es, die wehmüthigen Gefühle zu beschreiben, welche die Brust jedes guten Schweizers erfüllten, der Vergleichen zwischen ehemals und jetzt anstellte. Das war ein zerknirschendes, trauriges Gegenstück des 22. Juni 1476.» Am folgenden Morgen zogen die Franzosen vorsichtig ein, von den Patrioten mit Jubel empfangen. Sie leerten sogleich die Kassen. Beim Beinhaus vor der Stadt lagerte die 75. Halbbrigade, unter deren Spiel sich einige Bläser aus Burgund befanden. Wie sie über den Zusammenhang belehrt wurden, steckten sie das Beinhaus in Brand, um den Vorfahren ein Sühnopfer darzubringen, und pflanzten auf der Stätte einen Freiheitsbaum. Die Patrioten zerstörten unterdessen, was in der Stadt an die Vergangenheit erinnerte, so in der Kirche die wertvollen Wappenscheiben von Bern und Freiburg und der vornehmen Familien der beiden Stände.<sup>923</sup>

Eine einzige gute Kunde erreichte Bern an diesem unglücklichen 2. März. Ein Eilbote traf am Abend ein, der ankündigte, dass sich

die Revolutionsregierung von Luzern doch nicht ganz dem Gebot der Stunde entziehe. Sie verfügte, dass ihr Regiment in Langenthal dorthin eilen solle, wo das Vaterland in Gefahr sei, dass ein zweites mit gleicher Bestimmung in Marsch gesetzt werde; eine Gesandtschaft werde erscheinen, um der bernischen Volksregierung für einen ehrenhaften Frieden beizustehen.<sup>924</sup>